

DÜSSELDORFER DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

3/84

November



Nun gut. Wenn es schon keinen Tee gibt,
wollen wir wenigstens ein bißchen philosophieren.
(Anton Tschechow)



Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 02 11 / 3 61 33 60

Sepp Bierbichler, Dietrich Boekle, Peter Brokmeier-Lohfing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Diether Dehm, Frank Deppe, Fred Eckard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Fred Karl, Hans Christian Kirsch (Frederik Hetmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Hellmuth Lange, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Ploetz, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rümkorf, Erika Runge, Hans Jörg Sandkühler, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Dieter Süverkrüp, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Alexander Voegelé, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold . . .

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Organisation: Helga Bodensab
Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3 6133 60

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten
Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:
Zeitschriften- und Buchverlag GbR P. Maiwald, MG. v. Bentivegni
Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 200 100 20)

Gestaltung: Kurt Weidemann
Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
Anzeigenpreisliste 1/84

Ronald M. Schernikau Über das Sonett.....	3
Arnhelm Neusüss Die Rekonstruktion des Konservativismus.....	7
Georg Fülberth Die Roosevelt-Linke.....	19
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden.....	22
Ein Gespräch mit Lucien Sève Die FKP nach dem Bruch des Linksbündnisses Von Johannes M. Becker.....	23
Michael Ben Populismus oder Die Geschichte des Universums unter besonderer Berücksichtigung von Alt-Lerchenfeld.....	27
Uwe Koch Die Nacheinundachtziger.....	32
Karl Pawek Was ist an Zeus so lächerlich?.....	36
Peter Schütze ...denn ein Göttertisch ist die Erde... Nachdenken über einen neuen Umgang mit Friedrich Nietzsche.....	41
Robert Wolfgang Schnell Ausgetrocknet.....	57
Hans-Jürgen Krysmanski Zehn Jahre Kontingenz Der 22. Deutsche Soziologentag in Dortmund.....	58
Peter Maiwald Notizbuch 3.....	61
Alfred Andersch Mit den Augen des Westens (Thomas Mann als Politiker).....	63
Hinter dem Rücken der Avantgarde — Zeitschriftenschau.....	76
Roman Ritter Taubenmist.....	78
Autorenverzeichnis.....	79

Das Glück ist abgebaut und somit auch der Neid. Die Möglichkeiten sind klein geworden und somit auch die Wünsche. Die Hoffnungen sind auf ein Mindestmaß reduziert und somit auch die Enttäuschungen. Daß die Zukunft so dunkel ist, macht die dunkle Gegenwart um Grade heller, daß alles ringsum schwer wurde, stellt ein relatives Gleichgewicht her, und die Mühe, sich dem Dasein anzupassen, wie es heute ist, gibt quälendem Erinnern an das Dasein, wie es einst war, keinen Raum. Der Miseren sind so zahlreiche, daß wir eine über die andere vergessen. Ein wahres Glück, diese Fülle von Sorgen! Jede einzelne würde uns zerschmettern, alle mitsammen stützen sich wechselseitig, bilden, gegeneinander gespreizt, eine Art Dach. (Letzte Chance bei Haus- und Welteinstürzen.)

ALFRED POLGAR

ronald m. schernikau

über das sonett

die sängerin die singt hat vorher gelernt. sie denkt sich die arie nicht aus. jemand anders hat die arie gemacht. der sie gemacht hat, hat sie sich auch nicht einfach ausgedacht. erst hat er, sagen wir, die wörter gemacht, dann das fagott gesetzt, dann stimme. er hat vielleicht von hinten geschrieben, vielleicht kann er keine noten und hat diktiert. vielleicht hat er am klavier gesessen, vielleicht beim komponieren musik gehört (gibt es). jedenfalls: es ging durcheinander mit ihm, die arie wurde nicht von links oben nach rechts unten einfach aufgeschrieben. wenn ich sonette lese, denke ich manchmal: daß der das so hinkriegt!, weil ich es selbst oft vergesse. kunst ist immer gebaut: sie ist merkwürdig gemischt aus gewolltem und gemachten. das gemachte kommt mit augen zu. das gewollte dauert länger.

alles findet in vierzehn zeilen statt. das ist ein sonett. erst vier zeilen mit vorgeschriebenem reimschema und vorgeschriebenen hebungen, dann vier zeilen mit vorgeschriebenem reimschema und vorgeschriebenen hebungen, dann drei zeilen mit vorgeschriebenem reimschema und vorgeschriebenen hebungen, dann drei zeilen mit vorgeschriebenem reimschema und vorgeschriebenen hebungen. die beiden quartette stellen den gegenstand vor, das erste terzett antwortet den quartetten, das zweite terzett faßt zusammen; sehr philosophisch.

ein sonett kann alles, übrigens. vierzehn zeilen haben bisher genügt, die welt darin zu haben. vierzehn zeilen, das bedeutet: hier gibt es etwas, das hat welt.

es gibt abarten, viele abarten. bedauerlicherweise hat sich im deutschen nie ganz durchsetzen können, die erste, vierte, fünfte und achte zeile mit dem selben reim enden zu lassen; auch die zweite, dritte, sechste und siebente zeile endet bei den faulen nicht im selben reim. wenn ein sonett bedeutet, daß es die welt schön macht, dann ist also alles in ihm schön. also kann alles schön sein; ein beruhigender gedanke. könnte nicht sein, die fehlende zucht machte das sonett so wenig beliebt? könnte nicht sein, die strenge zöge dichter an, waltete sie uneingeschränkt?

strenge im sonett — es ist so schrecklich selbstverständlich — ist die strenge des sonetts. es ist nicht die labbrige schmähung des einen sonettisten gegen den andern sonettisten. strenge nicht für ein sonett; strenge für das sonett.

die große form erfordert größe der gedanken. nichtige bemerkung entlarvt sich hier ganz; das kleine hält den großen atem nicht. der große atem, das ist: vergnügt die kinder, nicht nur die partei. vergnügt die kinder, nicht nur die partei: fünf hebungen, reimfähige endung, großer gedanke. oh sehr großer dichter, der ausspricht, was zu denken wir nicht taten.

vergnügt die kinder, nicht nur die partei.
das spiel nicht spiel, die wirklichkeit nur rand
am ahmenswerten; sie ist was uns band.
wir essen leben und ein bißchen brei.

der berühmte satz, nach ausschwitz werde es endlich wieder vernünftige gedichte geben, sagt nichts anderes, als daß diese glückliche art des sehens und sagens — die poetische, die des sonetts — auch welt macht; welt selber macht. der gut aussehende ludwig wittgenstein ist jedesmal in tränen ausgebrochen, wenn er daran dachte, daß er niemals heraus finden könne, was denn nun für seinen auf ganz andere art ebenfalls gut aussehenden geliebten die welt bedeute. seine art zu sehen und zu sagen — so wenig übersichtlich sie zu sein scheint — war seine art zu sehen und zu sagen; die des sonetts ist ihre.

wir lachen übers leben, was es sei.
das spiel ist spiel; der sprung kommt aus dem stand.
wir finden alles was man noch nicht fand
und ein gelaßnes murmeln gibts dabei.

alles hat sich bisher ins sonett gefügt, alles fügt sich unters sonett, alles wird in zukunft das sonett bilden; so wie eine Figur gebildet wird, fast unabsichtlich. wir kommen nicht an ihm vorbei. man kann das sonett feiern, man kann regeln aufstellen über es, man kann es ablehnen, man kann es verstümmeln, man kann gerüchte verbreiten über es; auch kann man es schreiben; aber man kann es nicht abschaffen. eines der dinge die uns bleiben ist unsere art des sehens und sagens; zu ihr gehört das sonett. aber warum denn nun vierzehn zeilen? warum nicht dreizehn, fünfzehn, warum überhaupt zeilen? irgendwer findet hebungen und senkungen langweilig; irgendwer, wenn er versucht ganz frei zu sprechen im gedicht, klappert immer; da zwischen geht es. das ist die krise. jeder fragt sich alles. nun sind krisen immer ein bißchen langweilig: man ahnt, es läuft auf etwas hinaus, das mit dem vorigen zusammen hängt, und weiß, es wird doch wieder nur zurück zu führen sein; die welt bleibt die sie ist und die krise war nur ein pups.

also eine ganz andere art, ja? mal so richtig unsonettig sein, wer wünschte sich das nicht. da kommen dann die päpste. also, kommt dann der eine papst, entweder der englische weg oder der italienische (englischer weg: drei quartette und ein paar; italienischer: zwei quartette und zwei trios). also, kommt dann der andere papst, wer nicht für sonette ist, ist gegen sie (aber kann man für sonette sein oder gegen? kann man für die welt sein oder gegen? kann man überhaupt von jemanden annehmen, er sei gegen die welt? sollten sonettschreiber einander dermaßen bekriegen?).

im schatten einer bombe spielt man nicht?
der ernst der sache tut uns nicht nur gut.
und sind wir nur, was man an uns bespricht?

da ist dann die sache mit dem urteil. urteil ist, wenn einer den andern nicht gelten läßt. urteil ist, wenn einer über den andern sagt: der macht ja gar keine sonette. das bisher teilweise abgedruckte sonett zettbeh hat nur männliche endungen (männliche ist die betonte, kräftige endung — wie im leben). die endungen sind aber verteilt und fest gelegt. also ist es kein sonett. da ist dann die sache mit dem urteil. ha! grundsatzartikel werden geschrieben und beispiele genannt und schmähungen ausgerufen (alles siehe oben); das ändert nichts am sonett. ich will gar nicht von paul heyse anfangen, der den nobelpreis gekriegt hat. aber paul heyse ist nur ein beispiel für die vielen, die sich im recht wußten. auch paule hat ja nun die schote gebracht mit den überraschenderweise fünf hebungen und den wirklich vierzehn zeilen; und was hat es ihm genützt? armer paul.

nun ist das problem mit paul heyse: er hat recht. ja, das sonett besteht aus vierzehn zeilen und den fünf hebungen in jeder von ihnen. wie oft müssen wir uns das noch anhören? um vieles interessanter ist doch: warum gibt es sonette, die gut sind, und solche die es nicht sind. genauer: warum gibt es sonette, die ronald schernikau gefallen und solche, die es nicht tun? name streichen und eigenen einsetzen.

warum gibt es natursonette nicht so oft wie sonette über schier tiefgründiges? ist das tiefgründige die natur? steckt da irgendwas im sonett als sonett? macht es etwas tiefgründiges? darüber haben wir uns noch gar nicht unterhalten. aber nein, wenn irgendwer von den sonettmachern oder sonettelesern sowas fragt, heißt es gleich: sonett ist, wenn es vierzehn zeilen undsoweiter — und sie haben recht!

dabei sind sonette nicht langweilig! sonette sind das aufregendste überhaupt. und wenn man das erstmal raus hat, kommen natürlich die unvermeidlichen sonettegegner und sagen: ach det hat ja wieder diese vierzehn und die undsoweiter — und sie haben nicht recht.

bringen sie mal einem sarottimohr bei, daß es bei uns weniger kalt ist als am südpol. geht nicht. so ist das mit den gegnern des sonetts. sie können ihnen die weite vielfalt zeigen am sonett: sie sehen die vierzehn zeilen und winken ab. sonett, da muß ich ja dieses blöde reimschema einhalten.

es gibt im norddeutschen rundfunk jeden tag einen wettbewerb: von null auf jesus in zehn sekunden, wer schafft weniger. das ist die morgenandacht. ähnlich besagte sonettegegner: von null auf ablehnung in zehn sekunden. bloß schnell was ablehnen, was funktioniert (die welt, das sonett). wie behalte ich in zehn sekunden das, was ich schon kenne? wie lerne ich, die erweiterung von möglichkeiten als eine einschränkung zu erleben; wie schnell, wie effektiv? (womit wir endgültig bei den grundfragen wären. aber nicht mit mir.)

mit den gegnern ist es wie mit den rünstigen verteidigern: das sonett gibt es sowieso. ein sonett zu machen, werden wir uns immer bemühen. also.

vergnügt die kinder, nicht nur die partei.
das spiel nicht spiel, die wirklichkeit nur rand
am ahmenswerten; sie ist was uns band.
wir essen leben und ein bißchen brei.

wir lachen übers leben, was es sei.
das spiel ist spiel; der sprung kommt aus dem stand;
wir finden alles was man noch nicht fand
und ein gelaßnes murmeln gibts dabei.

im schatten einer bombe spielt man nicht?
der ernst der sache tut uns nicht nur gut.
und sind wir nur, was man an uns bespricht?

der ernst der sache, weißt du, macht nicht mut.
das flackern an der kerze gibt das licht.
und über uns bricht, gleich!, paß auf!, die flut.

und urteile sind nicht endgültig; sie sind es einfach nicht. was heute als sonett gilt, ist morgen politik; was heute politik ist, ist morgen schon vergessen, so wie man die forderungen von gestern einfach vergißt: sie sind ja erfüllt. was heute noch nach gegensatz klingt, wird morgen in den büchern sein und vereint; was heute noch sonett ist, wird morgen schon kinderlied sein.

und in den sonetten ist der blick auf uns, jetzt schon, ein historischer.

Sie können natürlich nach Belieben über meinen Namen verfügen. Doch gibt es einige Einwände.

Karl Marx, MEW 32, 608

Arnhelm Neusüss

Die Rekonstruktion des Konservatismus*

»Konservativismus hat die Ewigkeit für sich.«

Arthur Moeller van den Bruck (1933, 187)

»Ginge es nach den Konservativen, so steckten wir noch im Mittelalter oder auch im Altertum und hätten die Sklaverei und die Leibeigenschaft ebenso 'bewahrt' wie die Folter oder die Todesstrafe, wie den Krieg und eigentlich auch den Kannibalismus, dessen Verschwinden der ganz konsequente Konservative schon als Zeichen der Dekadenz, Verweichlichung, Humanitätsduselei bedauern müßte.«

Ossip K. Flechtheim (1970, 226)

»Schon daß wir *sind*, ist gelebter Konservatismus.«

Gerd-Klaus Kaltenbrunner (1972, 47)

Den Idealisten erkennt man nicht am Ideal, das er haben mag, sondern an der Idee, die soziale und politische Realität sei maßgeblich von den Deutungen bestimmt, als die sie in den Köpfen der Menschen erscheint; deren Sein also von ihrem Bewußtsein. Politik ist ihm daher wesentlich ein Kampf ums Begreifen, um Begriffe, woraus sich seine Überschätzung intellektueller Tätigkeit ebenso ergibt wie seine Neigung, sprachpolitische Verschwörungen zu diagnostizieren. Die politische Orientierung des Idealisten ist nicht darin festgelegt, einer zu sein. Er kann den Fortschritt, ja die Revolution ebenso wollen wie den Stillstand, ja die Restauration; begrüßt er gesellschaftlichen Wandel, so als Erfolg von Aufklärung, verwirft er ihn, so als Resultat von Manipulation, und umgekehrt.

Ausgangslage

Daran muß man sich erinnern, wenn es die Lage nachzuvollziehen gilt, in die sich die Führungskräfte der westdeutschen Rekonstruktionsperiode versetzt sahen, als sie nach deren Ende seinerzeit durch den sozialliberalen

* Diese Problemskizze wurde von Bemerkungen Michael Schneiders angeregt; vgl. »Bomben-Existentialismus« in: Düsseldorfer DEBATTE 1/1984, speziell S. 51 ff. (Der neue Konservatismus oder wie man rechts und links vertauscht).

Aufbruch zu neuen Ufern von der unmittelbaren politischen Machtausübung verdrängt waren und sich diese Wende als kurzfristig nicht reversibel erwiesen hatte. Quasi naturgemäß begriffen sie ihre Niederlage nicht zuletzt als Folge eines Verlusts an Sprachregelungsfähigkeit und Deutungskompetenz, mit Gramsci gesagt als Einbuße an kultureller Hegemonie. Das ging bis zum Selbstzweifel. Vielleicht am deutlichsten hat der damalige CDU-Generalsekretär Biedenkopf immer wieder die Misere bezeichnet: »Nach Jahren der Erosion, der Entleerung und Verfälschung von Begriffen scheint unsere Fähigkeit gefährdet, uns über politische Ziele zu verständigen. Die Verbindlichkeit der Sprache... steht jetzt in Frage.« (1974, 28). Aufgeweicht war die Bedeutungsfestigkeit politisch-sozialer Chiffren, die in über zwei Jahrzehnten intensiver, aber offenbar eben doch nicht hinlänglicher politischer Bildungsarbeit bis weit hinein in die Lebens- und Bewußtseinswelt auch der Oppositionswählerschaft gesichert schien.

Vor allem hatte sich wieder etwas von der unausrottbaren rousseauschen Dynamik im Begriff der Demokratie gemeldet, der doch längst für endgültig domestiziert gelten durfte im Sinne seiner angelsächsischen Tradition und Montesquieus als Bezeichnung für ein wohlbalanciertes, wählendes Volk einbeziehendes Regierungsbestellungsverfahren. Prozessualisiert als Demokratisierung, war sie also nicht schon a priori in der BRD ideal verwirklicht, ließ sich mehr davon wagen. Damit war auch zweifelhaft geworden, daß individuelle Freiheit notwendig auf Kosten sozialer Gleichheit gehen müsse, wenigstens durfte man wieder über deren Höhe streiten. Auch der Sozialstaat war nun nicht mehr schlicht als in den Art. 20 und 28 GG nebenbei vermerktes Status-quo-Etikett zu verstehen, sondern erhob sich als Postulat, das bedrohlich auf historische Petrefakte des Grundgesetzes verwies, die Art. 14 und 15 (Eigentum, Sozialisierung). Selbst der gute, alte Anti-Kommunismus schien in Gefahr, innenpolitisch zumindest ideologisch neutralisiert zu werden. Das stabilisierende Schreckbild des »Totalitarismus« hatte an Bannkraft verloren, Pluralismus ließ sich nicht mehr bloß anti-sozialistisch denken und die »offene« Gesellschaft fand ihr Maß nicht mehr einzig am düsteren Konstrukt einer »geschlossenen«. Zu alldem verwirrte ein Codewort namens Emanzipation, dessen Implikationen ebenso unübersehbar waren wie daher seine Gefahren, die Koordinaten des hergebrachten Meinungsklimas.

Immerhin waren die Urheber bekannt. Auf die »Sophisten und Kalkulatoren« hatte Edmund Burke (1729-1797) ja bereits die Katastrophe der Großen Französischen Revolution zurückgeführt, eine Einsicht, die etwa Koselleck (1959) auf zeitgemäß wissenschaftlichen Stand brachte, so daß als gesichert gelten durfte, daß die Krise wesentlich von der Kritik kommt — wesentlich, weil die Kritik zugestandenermaßen, um wirken zu können, ihrerseits gewisse Rahmenbedingungen braucht. Folgt man Nietzsche oder auch Gehlen, so läßt sich dieser Zusammenhang nicht erst an der »Pathogenese der bürgerlichen Welt« studieren, sondern bereits an den Umbrüchen der Antike, wo Leute wie Sokrates, Anthistenes oder Zenon die Auflösung des Bewährten betrieben. Eine weit in die Tiefen der Geschichte zurückreichende (links-)intellektuelle Strategiebegrifflicher De- und Umkompositionen hatte also im Zeichen des alt-fatalen »humanitaristischen Ethos« (Gehlen, 1969) wiederum ein Etappenziel erreicht. Was im utopistischen Über-

schwung der »Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft« (Scheuch, 1968) farcenhafte und im Symptomatischen wohl doch noch unterschätzt aufgebrochen war, fand nunmehr in reformerisch getarnter Systemveränderung seine gesamtgesellschaftliche Relevanz als Regierungspolitik.

Was tun? — Der Historische Materialist weiß natürlich, daß sich diese Frage hier nicht in jener strategischen Klarheit stellen konnte, die ein Kollektivsubjekt als *organisiertes* voraussetzt, das sich seiner Handlungsperspektiven vergewissern will. Bei den Rechten tritt Parteilichkeit ja meist als Überparteilichkeit auf, Mitgliedschaften sind weniger wichtig als Milieugerechtigkeit, die semantischen Linien werden nicht beschlossen, sondern erwachsen aus einem diffusen Prozeß des Abtastens der Meinungsbildungsmöglichkeiten im Spürsinn von Zeitgeistströmungen, wobei scheinbar ungebundene Einzelne eine unschätzbare Rolle spielen können; vielleicht liegt darin eines der Geheimnisse ihres Erfolgs. Und so war es auch in vorliegendem Falle. Da aber die Unterstellung einer kollektiv-strategischen Absicht, die dem Historischen Idealisten so geläufig ist, gewisse heuristische Chancen bietet, sei sie ausnahmsweise auch unsereinmal einmal gestattet.

Was also tun? Die Therapie hatte der Ätiologie zu folgen, die Rezeptur homöopathisch der Krankheitsgeschichte. Die Rückeroberung des Begriffsterrains war ebenso langfristig ins Auge zu fassen, wie es der gegnerische Erfolg gewesen war, und zwar möglichst so, daß die sprachpolitische Revision künftigen Einbruchversuchen standhielt. Prekäre Debatten über Demokratie, Freiheit/Gleichheit, Sozialstaat und Emanzipation konnten also kaum etwas einbringen, hier hatte der Feind seine Domänen. Frontaler Angriff war nicht ratsam, es mußte darauf ankommen, ihn zu *überwinden*. Seine Positionen mußten, ohne sie ernstlich einzunehmen, nebenbei kasziert werden. Der Zeitgeist stand ja nun einmal auf »Fortschritt«, dem mußte bis zu einem gewissen Grade Rechnung getragen werden. Ein Diskurs war herzustellen, worin der Fortschritt als Sache der Rechten erschien, die als solche freilich darin nicht kenntlich sein durfte.

Zwei Linien

Ein *schwieriges* Unternehmen. Mußte man es defensiv, konnte man es bereits offensiv anlegen? Biedenkopfs zitiertes Buch »Fortschritt in Freiheit« charakterisiert in Titel und Vortrag beispielhaft die defensive Haltung. Deren Vorteile waren ja unverkennbar, man konnte den Anspruch auf wahre Progressivität direkt anmelden. Aber um welchen Preis? Doch um den, sich verstecken zu müssen, unter einem eigenen, ehrlichen und möglichst historisch legitimierten Namen nicht auftreten zu können. Und was ist denn eine politische Position, wenn sie nicht unter der Fahne eines Leitbegriffs versammelt ist, der sie von Ferne schon kenntlich macht? Christlichkeit allein konnte in unserer laizistischen bestimmten Welt dazu nicht taugen. Welcher Begriff aber dann? Es gab, »mangels eines besseren« (Kaltenbrunner, 52), nur einen, den des *Konservativismus*.

Auf ihm aber offensiv zu bestehen, war nicht unriskant. Deshalb hatten es die christlichen Unionen bislang auch weitgehend vermieden, als konser-

vativ zu firmieren. Es waren nur Einzelgänger (und etwa die Deutsche Partei), die nach 1945 wenig erfolgreich versucht hatten, Konservatismus beherzt zu vertreten, und es sei an dieser Stelle des don-quistottischen Versuchs von Hans Joachim Schoeps (Preußen-Schoeps) bewundernd gedacht, wahrhaft konservativistisch direkt nach Kriegsende eine monarchistische Bewegung zu kreieren. Denn Konservatismus hieß ja das eingeschwärzte Schibboleth, gegen das die Linke (in einem sehr weiten Sinne) ihre Attacken vorzutragen pflegte, stets irgendwie Braunes mitmeinend, und das entsprach allgemeinen nachfaschistischen Empfindungen. Eine Offensive im Zeichen des Konservatismus hatte also vor allem einmal die Aufgabe zu meistern, diesen Begriff wieder bzw. allererst honorig zu machen. Geling dies, so war es mit dem unschätzbaren Vorteil verbunden, der Linken die handliche Etikettierung ihres Feindes genommen zu haben.

Zu diesem Zweck bedurfte der Begriff freilich eines *modernen Bedeutungsdesigns*, er mußte »rekonstruiert« werden. Man konnte sich in seinem Zeichen zwar kaum — wie auf der defensiven Linie — geradezu als Sachwalter des Fortschritts empfehlen, aber es mußte sich doch darstellen lassen, daß auch dieser bewahrt sei in einer höheren Weisheit konservativer Sicht von Mensch und Welt. Hinzu kam freilich das Problem, daß es Konservatismus in irgendeinem historisch plausiblen Verständnis *gar nicht mehr gab*; die ideologischen Traditionen, die dieser Begriff — ganz abgesehen von seinen historischen Bedeutungen als Name realpolitischer Parteien und Gruppierungen — bezeichnete, waren ja bis auf ebenso liebenswerte wie unwirkliche Reste versickert. Aber daß dieses Problem auffiel, war insofern kaum zu besorgen, als man auf die Hilfe der Linken rechnen durfte, die nostalgisch daran festhalten würde, dem Feind seine *falsche Selbstbenennung* abzunehmen und ihn mit dem Schlachtruf »Jetzt sagen sie es selber!« ideologischen Verhältnissen zuzuordnen, die längst in den sozio-ökonomischen und politischen Evolutionen des Kapitalismus untergegangen waren.

Übrigens war es wieder einmal Strauß, der als Politiker zuerst die Möglichkeiten der Stunde begriff, als er schon am Ende des Jahres 1968 zur Überraschung auch seines Anhangs forderte, den Begriff »konservativ« im neuen Programm der CSU zu verankern, weil dieser heutzutage die Avantgarde des Fortschritts bezeichne. Aber man muß als das Verdienst Kaltenbrunners gelten lassen, dieser Direktive einfühlsam gefolgt zu sein. Die näheren Begründungen der Straußschen Volte waren noch nachzuliefern, und das ist ihm, wie der Erfolg zeigt, gelungen, was auch nicht dadurch geschmälert wird, daß die ökologische Misere mit ihren romantisch antiindustriellen Bewußtseinseffekten Einsichtsdispositionen zubereitete, auf die damals noch kaum zu rechnen war (obwohl Kaltenbrunner sich schon hellstichtig darauf vorbereitete, das »konservative« Bewahren an die Natur bindend; 49 f.). Einer von Kaltenbrunners besten Einstiegs-Einfällen war es, die Schwierigkeit seines ideologiestrategischen Unterfangens auf den Begriff zu übertragen, dem es galt, so daß nun nicht dieses, sondern der Konservatismus schwierig war, nämlich differenzierter und komplizierter, als links-voreingenommener Laienverstand zu fassen vermag.

Da nun also vor allem einmal die pejorative Bedeutung zu wenden war, die dem Konservatismus-Begriff aus dem Faschismus anhing und im Zei-

chen jüngster progressistischer Aufläufe vertieft war, — als politisch konservativ ward ja bereits bloßes *traditionalistisches* Privatverhalten geächtet! — empfahl sich ein unerschrockener Auftritt als Widerständler, der eine verfehnte Sozialphilosophie aus purer Einsicht in ihre Wahrheit auch in verzweifelter Lage verteidigt. Man mußte in einer Zeit, in der konservativ durchweg als »Synonym für reaktionär, restaurativ, indolent, repressiv, autoritär, antidemokratisch, rechtsradikal oder faschistisch« (20) gilt, zuerst daran erinnern, daß »Sprache Politik« ist; also daran, daß »ein 'Kampf um Worte' mehr als ohnmächtiges, bloß interpretierendes Gerede zu sein (vermag), sondern bereits der Beginn einer Emanzipation von denklammenden Schablonen und Phrasen, die erste Etappe einer neuen Kristallisation von durchaus auch die politische Praxis verändernden Kräften« (25).

Damit war die Was-tun-Frage gestellt und schon beantwortet, mit beiläufiger Eleganz der Emanzipationsbegriff vereinnahmt und zugleich der in der Kritik so zähleibige Topos unterderhand erledigt, Konservatismus sei per se irrational. Sollte aber die Gleichsetzung von konservativ mit den aufgezählten Qualifizierungen als haltlos aufgewiesen werden, so war Ballast abzuwerfen, denn die Geschichte konservativer Ideologien und Strömungen lieferte ihrer Berechtigung ja ein so reiches Belegmaterial, daß sie nicht für schlechthin verfehlt erklärt werden konnte.

Entlastung

Vor allem war eine gewisse Distanzierung von der sogenannten »Konservativen Revolution« der Weimarer Republik geboten. Wenn nämlich als konservativ gerade das kompromißlose Einstehen für die freiheitlich-demokratische Grundordnung (FDGO) gelten sollte, so waren Gewährsleute wie Spengler, Jünger, Schmitt, Freyer oder Zehrer, was ihre damaligen Verlautbarungen anlangt, wenig brauchbar. (Deshalb ist übrigens auch die emphatische Berufung der Christlichen Unionen auf die »Männer des 20. Juli« zweischneidig, kann allerdings auf den Märtyrer-Effekt bauen, der die ungetrübte Demokratiefeindlichkeit in einem späten Antifaschismus aus nationalistischen Motiven übersehen läßt.) Selbst von so noblen Gestalten wie Moeller van den Bruck mußte man abrücken; die Reinheit ihrer Gesinnung kann die Irrtümer nicht tilgen, denen sie dennoch — oder deshalb?! — erlegen waren. Objektiv hatten sie unstreitig den Nazis zugearbeitet, und subjektiv waren sie, um das Mindeste zu sagen, eindeutig antiparlamentarisch disponiert. »Die Art wie ihr bewahrt ist ganz verfall«, zitiert Kaltenbrunner zustimmend Stefan George: Es handelte sich um einen »radikalen« Konservatismus, in dem die »Selbstaufhebung des konservativen Standorts« (24) beschlossen ist. Man kann nicht zugleich konservativ und revolutionär sein wollen, diese Kombination bringt allenfalls edle Verzweiflung zum Ausdruck.

Es war die Verzweiflung darüber, daß die alten Zeiten endgültig vorbei waren, und es daher nicht mehr möglich war, bei klarer Erkenntnis der Zeitlage in irgendeinem tradierten Sinne authentisch konservativ zu sein, was in Deutschland am schärfsten empfunden werden konnte. Kaltenbrunner hat nicht unrecht: Die »Konservative Revolution« war nicht mehr kon-

servativ; nicht nur deshalb, weil sie ein wesentliches Element allen Konservatismus preisgegeben hatte, die theologische Legitimation politischer Herrschaft, und an deren Stelle, vor allem in der Nachfolge Nietzsches, synthetische Mythen unter Verarbeitung griechischer oder germanischer Archaik zu setzen suchte. In elitären Zirkeln ventilierte sie nicht-konservative Modelle der Legitimation und Eroberung von Herrschaft, und von ihrer ebenfalls nicht-konservativen Nazi-Konkurrenz konnte sie nicht zuletzt deren plebejischen Charakters wegen geschlagen werden (die sonstigen Gründe sind hier nicht zu erörtern).

Die Geschichte der Weimarer Republik ist auch die Geschichte des in ihrem eigenen Kontext kaum begriffenen Untergangs der Möglichkeit eines konservativen Modells von Herrschaft. Die konservativen Parteien, die nicht Parteien der Republik sein wollten, sondern Treuhänder des Kaiserreichs, hatten nicht verstanden, daß man nicht mehr erfolgreich *zwecks Restauration reaktionär* sein konnte, ihre Sentimentalität blockierte die Einsicht, daß die Ereignisse von 1918 kein Zufall waren, der mit Gegenglück rückgängig zu machen wäre. Daher konnten sie in der großen Krise der kapitalistischen Ökonomie, deren Bewältigung von ihnen nicht erwartet wurde, so mühelos von den Nazis ausgesaugt werden, denen irgendeine Sorte Wilhelminismus keineswegs vorschwebte, so wenig wie den konservativen Revolutionären. Auf deren, wenn nicht direkt auf das nazistische »Gedankengut« greifen denn auch heute die sich ausdrücklich und rechtens nicht als konservativ begreifenden Rechtsextremisten zurück, am erfolgreichsten die der »Nouvelle Droite« in Frankreich, die einen historisch weniger beschwerten ideologischen Entfaltungsspielraum nutzen können als ihre deutschen Waffenbrüder. Im Gegensatz zum authentischen Konservatismus mag diesen Positionen, angemessen modernisiert, noch eine Zukunft beschieden sein; zur Zeit aber müssen die unverdrossenen Versuche etwa Armin Mohlers, die Weimarer Tradition als echt konservativ zu bewahren, *rechts* als schwärmerisch und unmodern gelten, wenn sie auch zur Begriffsverwirrung der Linken nützlich sein mögen.

Denn es kam ja gerade darauf an, die Behauptung als nichtig zu erweisen, Konservative seien stets »gegen die Demokratie« (Grebinger, 1971). Zu rekonstruieren war, daß Konservatismus eben nicht den Gegensatz zu Reform oder Evolution bezeichnet, mithin also zu Fortschritt, ja, daß konservativ nicht einmal im Widerspruch zu *liberal* steht, was umso leichter fallen mußte, als es komplementär auch authentischen Liberalismus *nicht mehr gibt*. Freilich konnte man sich zu diesem Zweck kaum auf die historische Praxis konservativer Realpolitiker, Parteien und Gruppierungen beziehen, schon deshalb nicht, weil deren Wirken an unwiederbringliche Konstellationen europäischer Nationalstaatlichkeit und deren naiven Imperialismus gebunden ist, die spätestens im Zweiten Weltkrieg untergegangen waren; also weder auf Metternich, Bismarck oder Disraeli, noch etwa auf den Alldeutschen Verband.

Blieben die *ideologischen* Traditionslinien, unter denen sich drei wesentliche grob unterscheiden lassen, der französische Legitimus, der angelsächsische »pragmatische« Konservatismus und die politische Romantik in Deutschland, allesamt in direkter oder vermittelter Reaktion auf den bürgerlichen Revolutionszyklus seit 1789 originäre Produktionen des 19.

Jahrhunderts, dessen »Wirklichkeit« im Hegelschen Sinne sich im späten 18. Jahrhundert entfaltete und im Ersten Weltkrieg verlor. Man kam nicht umhin, sich rekonstruktiv irgendwie auf sie zu beziehen, aber wie, da sie doch sämtlich, in welcher Modifikation immer, an Feudalität, Absolutismus und Monarchie klebten und selbst da, wo sie mit liberalen Positionen Kompromisse geschlossen hatten, jedenfalls das *Prinzip der Volkssouveränität als Legitimationsgrund politischer Herrschaft* vehement verwarfen?

Die deutsche politische Romantik, deren realpolitische Untauglichkeit schon Carl Schmitt in seinem noch immer höchst lesenswerten Buch gleichen Titels, exemplifiziert vor allem an Adam Müller, jedem rechten Interesse als wahrlich irrational verdeutlicht hatte, war keine Referenz, zumal sich kaum widerlegen läßt, daß deren organiszistisch-völkisches Schwarmtum doch auch zugleich zum geistesgeschichtlichen Wurzelwerk des deutschen Faschismus gehört. Ebenso wenig der restaurative Legitimus de Maistre oder de Bonalds, der verbissen in der absoluten Monarchie die gottgewollte Ordnung verteidigte, oder gar die konterrevolutionäre Militanz eines Donoso Cortés, der, zwar realistischer — weshalb ihn Schmitt so feierte —, nach 1848 bereits auf monarchische Legitimationen pffiff, wenn nur die Diktatur von oben gewährleistet blieb gegen die von unten drohende.

Vorzeigbar war allenfalls Edmund Burke, der vielbeschworene »Ahnherr« des Konservatismus, sowie etwa, seines Geistes, die Autoren des »Federalist« und John Adams, USA. Als Produkt des speziellen englischen Klassenkompromisses zwischen Bourgeoisie und Adel konnte Burke die »Glorious revolution« von 1688, die ja nicht etwa die *Volkssouveränität* zum Leitmotiv hatte, feiern und die französische zugleich verdammen, ohne sich dabei als Liberaler zu beschädigen. Auch auf andere »undogmatische« Autoren und Politiker ließ sich vielleicht relativ gefahrlos verweisen, etwa auf Chateaubriand, dessen Zeitschrift »Le Conservateur« (1818-20) dem ganzen konservativen Syndrom den Titel gab, auch auf den Freiherrn von Stein, auf Stahl möglicherweise — soweit sie eben Reformnotwendigkeiten einsahen und förderten. Bei Hegel z.B. aber wird es schon wieder andersherum prekär, denn könnte man dann nicht selbst Engels bemühen, der im Anschluß an ihn gelegentlich von der »konservativen Seite« der Dialektik (MEW 21, 268) sprach?

Dilemma

Wirklich, der Konservatismus ist schwierig. Unmittelbare Berufung auf seine Sterne brachte rekonstruktiv wenig ein, sie durften aber auch nicht verdunkelt werden. Ein *Dilemma* — wenn auch freilich nicht jenes, das der kritische Politologe Greiffenhagen dem Konservatismus, nachträglich sich dessen Sorgen machend, als Geburtsfehler attestierte: daß nämlich, gegen ihren Willen erzeugt, »alle konservativen Schriften... den Geist des Rationalismus (atmen), den sie bekämpfen« (1971, 64f.). Das Dilemma des Rekonstruktors bestand vielmehr darin, den reich belegten Eindruck ohne geistesgeschichtliche Einbußen zu konterkarieren, Konservatismus sei der Sammelname gewisser *Oberklassenideologien*, deren hi-

storische Stunde zudem längst geschlagen hat. Dabei erkannte Kaltenbrunner, daß dieses Dilemma auch nicht, wie von Gleichgesinnten vorgeschlagen, durch uferlose Ausweitung des ideellen Backgrounds aufzulösen war, so daß am Ende alles Wahre, Gute und Schöne schlechthin, also Goethe, die Bürgerschaft übernahm und konservativ nichts anderes mehr bedeutete als »politische Weisheit, moralische Integrität und intellektuelle Disziplin« (30).

Andererseits gibt es auch kein Parfüm, das den Mief aus anciens régimes, Aristokratie, juste milieu, Großagrarien- und Junkertum, Beamtenadel und Landwirtslobby, Berufsmilitär, Preußentum und schließlich Industrie- und Finanzbourgeoisie überlagern könnte, der in nationalen und phasenspezifischen Duftnuancen so penetrant aus Praxis und Schrifttum allen Konservatismus strömt. Allem wie immer dilemmatisch aufgenötigten Rasonieren über wahre Menschennatur und rechtmäßige Weltordnung läßt sich unabwischbar stets die gleiche spezifische Antwort auf die Cui-bono-Frage ablesen, und es war für die Linke im allgemeinen und die Arbeiterbewegung im besonderen praktisch wie theoretisch geboten, den Klassenfeind unter seinem selbstgewählten Titel als restaurativ und reaktionär zu bekämpfen. Das hatte die Rekonstruktion, wenn irgend sie ideologische Chancen haben wollte, zu berücksichtigen. Zugestanden also, sagt Kaltenbrunner deshalb, es gibt diese Seite, sie mag *sozialapologetisch* heißen.

Aber wie, wenn gerade diese apologetische Verfolgung historisch bestimmter Oberklasseninteressen zugleich einen soziologischen Scharfblick erzwungen hätte, der sozialanthropologische, gesellschafts- und geschichtstheoretische Einsichten erzeugen konnte, die weit hinausgingen über die Spezifik der zeitgenössischen Situation, in und an denen sie erworben wurden? Laut Adorno ist ja der Splitter im eigenen Auge überhaupt das beste Vergrößerungsglas. Wäre dann nicht in zeitgebunden noch so »falschem« und »sterilem« Konservatismus ein »schöpferischer« enthalten, der recht eigentlich als der »echte« (45) gelten und ewig gültig sein müßte? Konnte man den Schnitt so legen, dann war auf einmal die gesamte konservative Tradition rekonstruktiv gerettet, die konservativen Revolutionäre inclusive. Allerdings bedurfte es für diese Einsichten, worin immer sie bestehen mochten, eines handlichen Etiketts. Gefunden wurde das patente ebenso an die hohe Schule der Kantischen Aufklärungs-Philosophie gemahnende wie moderne Sozialwissenschaftlichkeit beanspruchende Wörtchen *transzendentalsoziologisch*.

Nun sind konservativen Autoren in der Tat bedeutende Blickschärfungen für geschichtliche Vorgänge und Wahrnehmungen von Struktureigenheiten der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer Entstehung und Durchsetzung zu danken. Etwa Toqueville, Burke, J. Möser, de Maistre und de Bonald gehören zur Frühgeschichte der modernen Sozialwissenschaften, die ihren Ursprung nicht in revolutionären Impulsen allein fanden, sondern auch im »Geist der Restauration« (Spaemann). Marx hat betont, daß »bürgerliche Geschichtsschreiber ... längst vor mir die historische Entwicklung (des) Kampfes der Klassen« dargestellt (MEW 28, 507 f.) hätten, und meinte dabei nicht nur Historiker wie Thierry, Mignet, Michelet, sondern auch Guizot und Thiers, den späteren »Henker der Pariser Kommune«, die als Poli-

tiker nach 1830 reaktionäre Interessenvertreter der französischen Finanzaristokratie waren. An ihnen zeigt sich, daß, methodologisch, historisch-materialistische Einsichten auch vom bürgerlichen Klassenstandpunkt aus, ja selbst, wie schon Montesquieu bewiesen hatte, im feudal-absolutistischen Kontext möglich waren.

Solche Einsichten dürften freilich weniger gemeint sein, wiewohl sie vielleicht »transzendentalsoziologisch« sind: So soll vielmehr heißen, was »auf die Bedingungen der Möglichkeit sozialer Ordnung und nichtkatastrophischen Wandels überhaupt« verweist. Kaltenbrunner versichert, daß eine diesbezügliche Filterung apologetisch-konservativen Schrifttums »in letzter Konsequenz eine *kritische Theorie des Konservatismus*« (42) ergäbe. Da die genannten Probleme schlechthin jedes Gesellschaftsdenken bewegen — selbst der Marxismus ist ja nicht an der revolutionären Katastrophe um ihrer selbst willen interessiert, sondern zeigt deren objektive Gründe in der Blockade evolutionären Wandels durch Herrschaftsverhältnisse —, ist dieses letzte Wort der Rekonstruktion zwar von leerer Allgemeinheit, aber das ideologiestrategische Ziel darf dennoch als erreicht gelten: den Begriff des Konservatismus durch eine »wissenschaftliche« Fassung akzeptabel zu machen und ihm damit Gegenwart zu schaffen und Zukunft zu sichern; die veraltete Herrschafts-Ideologie entpuppte sich als zeitlose Sozial-Theorie.

Plausibel wird das Manöver durch verschmutzte Bezugnahmen auf Motive linker Kulturkritik abgerundet, besonders auf die Frankfurter »Kritische Theorie«, den späten Horkheimer zumal. Die Wahrnehmung, daß auch Aufklärung ihre Dialektik hat, findet sich als Beweisposten für Konservatismus wieder, der sich damit als allererst wahrhaft aufgeklärt, nämlich noch über die Aufklärung, vorstellen kann. — Das Fehlen des Stichworts Konservatismus im »Handlexikon zur Politikwissenschaft« von 1970 mußte Kaltenbrunner noch als trauriges Symptom des Zeitgeistes beklagen (20); in der Neuausgabe von 1983 ist es nicht nur rechts enthalten, sondern im Schlußabschnitt der »aufgeklärte Konservatismus der Gegenwart in seiner 'kritischen', transzendentalsoziologischen Form« behandelt, der nicht »Privilegienverteidigung« sei, vielmehr »skeptische Vernünftigkeit und Aktualisierung geschichtlicher Erfahrung, mit dem Ziel der Erhaltung der liberalen Errungenschaften, deren essentielle Voraussetzungen in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft neu durchdacht werden müssen« (264).

Resultate

Wie gesagt gibt es keinen Konservatismus mehr. Das ist gut verstanden worden, wo sein Begriff die Sorge um »die Errungenschaften der großen westlichen Revolutionen« (Kaltenbrunner, 51) bezeichnen soll. Konträr motivierte Fortschreibung des Terminus belegt diesen Sachverhalt nicht minder, versteht ihn aber nicht. Soll Konservatismus etwa »als analytischer Strukturbegriff« gerettet werden, nämlich als Formel für den »jeweils historisch aktuellen Ausdruck der Verteidigung bestehender Herrschaftsstrukturen« (Schumann, 1983, 19), so ist jede Aktualität dahin und dem Begriff ebenso die historisch präzisierbare Spezifik genommen wie in

der kaltenbrunnnerschen Rekonstruktion (»wandelnder Ausdruck dessen, was im Grunde unwandelbar bleibt«, 42), nur daß daran ein *linkes* Interesse nicht bestehen kann.

Die Rechtfertigung politischer Herrschaftspraxis, die in antagonistischen Produktionsverhältnissen gründet, darf zwar, sozusagen transzendentalsoziologisch, immer *rechts* heißen, tritt aber keineswegs immer als Konservativismus auf. Dieses ideologische Modell hat seine Epoche vielmehr hinter sich, im Gegensatz zum faschistischen, von dem Nolte dies meint, denn der Faschismus-Begriff bezeichnet nicht nur bestimmte ideologische Konturen, sondern zugleich immer noch mögliche Formen politischer Herrschaftspraxis in kapitalistischen Industriegesellschaften; daher ist er tatsächlich analytisch, nicht bloß deskriptiv.

Wie erheblich Klarheit darüber ist, wird an den Irritationen deutlich, die der »Zeitgeist« mittlerweile auch im betont demokratischen Spektrum der Intellektuellen dieses Landes bewirkt hat. Als handele es sich beim Konservativismus im Ernst um die Position des Bewahrens schlechthin in Abwehr von Zerstörung überhaupt, um Ordnung contra Chaos, Tradition versus Bruch, erfand der ökologisch alarmierte Eppler, unversehens-unverstandenen Positionen seiner Gegner einnehmend, die fatale Unterscheidung zwischen *Wert- und Strukturkonservativismus*. Das wird seither nachgesprochen. Nicht nur Fetscher etwa schloß sich dem an und veranstaltete daraufhin als »Nicht-Konservativer« »konservative Reflexionen«, sondern selbst Michael Schneider, dem dabei sogar eine »Marx'sche Vergötzung der Produktivkraftentwicklung« (DEBATTE 1, 52) unterlief — als sei diese, als notwendig zerstörerische (wie Profitmaximierung) ein Motiv der Arbeiterbewegung und der Antikapitalismus eines der Konservativen gewesen.

Auch beliebte Prägungen wie Neo- oder *technokratischer Konservativismus* verraten nur die Verlegenheit, eine doch als verwandelt wahrgenommene ideologische Realität mit einem antiquierten Begriff fassen zu wollen, an dem offenbar nicht nur rechte, sondern auch linke Gemütswerte hängen. Über den eher autoritativen oder eher libertären Stil, die eher restriktive oder eher kulante Sozialhaltung, den eher korporativistischen oder eher pluralistischen Charakter des ökonomisch-politischen Systems entscheiden aber weniger Weltanschauungen und Werthaltungen als Konjunkturlagen. Die für deren Wechselfälle benötigte Steuerungsflexibilität findet gerade in den hochindustrialisierten Gesellschaften kapitalistischer Formation einen wesentlichen Halt. Diese Wirklichkeit wird nämlich, alle Klassendifferenzen überwölbend, von Imperativen geformt, deren strukturelle Ergebnisse von den Frontverlaufsbestimmungen klassischer Ideologierechnung nicht mehr zu treffen sind. Nur scheinbar äußerlich wird das schon daran deutlich, daß sprachlich vermittelte Ideologieangebote im Kontext vor allem audio-visueller Einstellungs-Prägungen kaum mehr konkurrenzfähig sind. Denn dem entspricht die Verschleifung ehemals relativ eindeutiger sozio-ökonomischer Klassengrenzen, wenn diese auch keineswegs den klassen-gesellschaftlichen Gesamtcharakter der Formation aufhebt, sondern im Gegenteil stabilisiert.

Immer weniger wird *Ideologie* in der überzeugenwollenden und darin kritisch prüfbar *Rede* faß- und analysierbar als vielmehr in den täglich-praktischen *Vollzügen* ihrer Reproduktion. Unter der durchdringend-un-

durchdringlich allgemeinen Akzeptanz parlamentarisch-demokratischer Regeln ist Herrschaftslegitimation kaum noch angewiesen auf weltanschauliche Gründe, sondern »selbstreferentiell« immer schon belegt durch Teilnahme am »Verfahren«. Darauf baut Luhmann, wenn er gelegentlich den systemtheoretischen Blick von oben durch Wolkenlücken auf die »Landschaft mit den erloschenen Vulkanen des Marxismus« (1984, 13) richtet (und z. B. Schernikau, auf seine Weise, hat es mitten im Gelände nicht minder verstanden; DEBATTE 2, 54). Sollen die ideologischen Realitäten der kapitalistischen Moderne, die sich selbst bereits als Post-Moderne erlebt, zwecks ihrer Aufhebung angemessen begriffen werden, so bedarf es verfeinerter theoretischer Instrumentarien; kategoriale Grundlagen dazu sind in der Marx'schen Analyse der »objektiven Gedankenformen« der »Fetische« Ware, Geld und Staat gelegt, in ihrer überwältigenden Bedeutung aber noch immer nicht ganz verstanden. —

Inzwischen ist nun die *idealistische Unterstellung* kollektiv gezielter Ideologiestrategie abhanden gekommen, die oben einer Rekonstruktion des Erfolgs der Konservativismus-Rekonstruktion dienlich schien. Und wieder weiß der Historische Materialist, daß auch dieser Sprachregelungs-Erfolg »in letzter Instanz« (Engels) nur auf Grundlage sozio-ökonomischer Basistrends möglich war, ebenso wie etwa die bekannte »Krise des Marxismus« nicht Leistung der Rekonstruktion des Konservativismus, sondern deren Pendant auf gleicher Folie war. Andererseits neigt er auch dazu, seinerseits das Bewußtsein vom Unterbau abzuschneiden und mit festem Blick auf ihr materielles Substrat die *Eigenrelevanz* ideologischer Phänomene zu unterschätzen. Worin aber mag diese im vorliegenden Falle bestehen angesichts der angedeuteten Sprach- und Argumentationsarmut gegenwärtiger Prozesse der Bewußtseinsformierung? Es scheint, als handele es sich, wie bei der Reanimierung faschistoider Ideologie um eine *Vorkehrung* für den Fall, daß diese Prozesse *versagen* — geboren (so R. Altmann, der Erfinder der »formierten Gesellschaft«, schon 1967) aus der »Angst einer hochmanipulierten Gesellschaft vor dem, was jenseits ihres Manipulationsradius liegt«.

Zitiert wurden u. a.: Altmann, Rüdiger, Zeit für langes Siechtum. Über die Aussichten der Großen Koalition, in: DER SPIEGEL, September 1967 — Biedenkopf, Kurt H., Fortschritt in Freiheit. Umriss einer politischen Strategie, München/Zürich 1974 — Fetscher, Iring, Konservative Reflexionen eines Nicht-Konservativen (zuerst 1973), in: ders. (Hrsg.), Neokonservative und »Neue Rechte«, München 1983 — Flechtheim, Ossip K., Futurologie. Der Kampf um die Zukunft, Köln o. J. (1970) — Gehlen, Arnold, Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik, 1969, 4. Aufl. Wiesbaden 1981 — Grebing, Helga, Konservative gegen die Demokratie. Konservative Kritik an der Demokratie in der Bundesrepublik nach 1945, Frankfurt/Main 1971 — Greiffenhagen, Martin, Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland, München 1971 — Kaltenbrunner, Gerd-Klaus, Der schwierige Konservatismus, in: ders. (Hrsg.), Rekonstruktion des Konservatismus, 2. Aufl. Freiburg 1973 — Koselleck, Reinhart, Kritik und Krise. Ein Beitrag zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, Freiburg/München 1959 — Luhmann, Niklas, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main 1984 — Mickel, Wolfgang W. (Hrsg.), Handlexikon zur Politikwissenschaft, Art. »Konservativismus« (Verf. K. Hornung), München 1983 — Moeller van den Bruck, Arthur, Das Dritte Reich, (Sonderausgabe, Hrsg. H. Schwarz, 4. Aufl.) Hamburg 1933 — Mohler, Armin, Die Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932. Ein Handbuch, 2. Aufl. Darmstadt 1972 — Scheuch, Erwin K. (Hrsg.), Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft. Eine kritische Untersuchung der »Neuen Linken« und ihrer Dogmen, Köln 1968 — Schumann, Hans-Gerd, »Konservativismus« als analytischer Strukturbegriff, in: Henning, E./Saage, R. (Hrsg.), Konservatismus — Eine Gefahr für die Freiheit?, München 1983 — Schmitt, Carl, Politische Romantik, 2. Aufl. München/Leipzig 1925 — Spaemann, R., Der Ursprung der Soziologie aus dem Geist der Restauration, München 1959

Leser der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und vieler Regionalzeitungen kennen bereits Peter Maiwald. »Seine Gedichte prägen sich ein durch ihre unverbrauchten Bilder, ihren rhythmischen Witz und den oft widerborstig gebrauchten Reim«, urteilte die Jury des Friedrich-Hölderlin-Preises.



**Peter Maiwald
Balladen von Samstag
auf Sonntag
Gedichte**
104 Seiten
Format 11,5 x 18,7 cm
Gebunden
DM 18,-

DVA

Georg Fülberth

Die Roosevelt-Linke

Für den deutschnational gebliebenen Teil der westdeutschen Geschichtsschreibung war Franklin Delano Roosevelt bestenfalls ein schwacher Hahn. Insbesondere ältere, ständig neu aufgelegte und auch jetzt noch massenhaft verbreitete populäre Darstellungen und Handbücher — vom Ploetz bis zu Vogelsang — schildern mit von scheinbarer Sachlichkeit kaum verdecktem Groll, wie er in Jalta mit Stalin Halbe Halbe gemacht habe. Andere — so Eschenburg im ersten Band der leder- und leinengebundenen »Geschichte der Bundesrepublik Deutschland« — bringen mit Weichzeichner den außenpolitisch naiven Ami, der, Wilson vergleichbar, auf dem glatten europäischen Parkett ausgerutscht sei (was uns gewiß nicht passiert wäre) und dann starb, bevor er wieder aufstehen konnte. Graml im selben Band behauptet immerhin, Roosevelt habe kurz vor seinem Tod noch ausbrechen wollen. Das Foto von Jalta zeigt den Gelähmten zwischen den Mannsbildern Churchill und Stalin, sein blasses Gesicht ließe sich auf eine Pietà montieren.

Denkbar wäre aber auch, daß er für den Imperialismus das gewesen ist, was Lenin für den Sozialismus war. Da es hierbei vor allem darum ging, Altes innovativ voranzubringen, nicht aber einer neuen Gesellschaftsformation revolutionär zum Durchbruch zu verhelfen, war kein Genie vonnöten, gewiß. Doch: daß der Herrschaftstyp Stalin allenfalls teilweise durch die aktuellen geschichtlichen Bedingungen gerechtfertigt war, im übrigen durch dysfunktionales Verbrechen gekennzeichnet, weiß die kommunistische Bewegung seit 1956. Churchill saß in Jalta ohnehin schon auf einem untergehenden Dampfer. Könnte es sein, daß der Typus Roosevelt, wenn gleich niemals wiederholt (auch durch Kennedy nicht), für seine Hemisphäre und ihren Anteil am Weltgeschehen ein Stück abgebrochene Zukunft war?

Seit er regierte, gibt es die Vision eines Imperialismus mit menschlichem Antlitz, ohne den Prag 1967/68 ebensowenig zu denken ist wie Willy Brandt und die Godesberger Sozialdemokratie. Was die Marxisten als ständiges Vordringen des Reformismus analysieren, gewann vielleicht in einem bestimmten historischen Moment — irgendwann ab 1941 — eine neue Qualität durch Okulation.

Zur historischen Leistung Roosevelts gehört es, den Imperialismus wieder attraktiv gemacht zu haben. Mit dem Ersten Weltkrieg war dieser ideologisch auf dem Hund. Zur Legitimation blieb der Nationalismus, als Opposition der Internationalismus der Kommunisten, dazwischen der Feiertags-Kosmopolitismus der Sozialdemokratie. Es war bis Ende der zwanziger Jahre zumindest in Europa schwierig, zugleich massenwirksam und rational den Kapitalismus zu propagieren. Die NSDAP nannte sich sozialistisch und zwischenzeitlich revolutionär. Dann kam im fortgeschrittensten imperialistischen Land der New Deal. In der Modernisierung des

Kapitalismus verhält sich Roosevelt zu Hitler wie dieser zu Hugenberg: die dritte Stufe steigert gegenüber der zweiten die Effektivität und ist ihr moralisch unendlich überlegen. Auf die Roßmühle folgt die Wassermühle, auf diese die Dampfmühle.

Hier wie dort stand am Anfang die Weltwirtschaftskrise, in Deutschland und in den USA beendet nicht nur durch den zyklischen Aufschwung, sondern durch verstärkte Staatsintervention. Die Verschuldung der Öffentlichen Hand sollte für die deutschen Faschisten kein Problem sein: der Sieg im Osten mußte die Lösung bringen. Dieselbe Funktion hatte für die Vereinigten Staaten die als friedlich dargestellte Politik der »Open Door«. Wo sie in Gefahr geriet, wurde der Krieg zur denkbaren ultima ratio. Gegen Japan und das Deutsche Reich war diese antifaschistisch, führte die USA an die Seite der Sowjetunion und stellte sie nach dem Sieg vor mindestens drei Optionen:

1. Versuch, die Version der »One world« dadurch zu realisieren, daß die UdSSR und die Staaten Osteuropas in den ökonomischen Einflußbereich der Vereinigten Staaten einbezogen wurden und zugleich ihre politische Souveränität voll erhalten blieb.

2. Beschränkung der US-amerikanischen wirtschaftspolitischen Dominanz auf Westeuropa und die bislang in Unterentwicklung gehaltenen Länder. Dies setzte voraus, daß die dort geschaffene Stellung ausreichte, um das endgültige Ausbrechen der UdSSR und der anderen Länder Osteuropas aus dem kapitalistischen Weltmarkt verkraften zu können.

3. Sicherung eines eigenen Machtbereichs in Westeuropa und den Entwicklungsländern, danach Versuch zur ökonomischen Durchdringung Osteuropas und der UdSSR und/oder zu deren politischer Niederwerfung.

Es ist bekannt, daß Roosevelt relativ konstant die erste Variante favorisierte und daß zugleich die ökonomischen und militärischen Voraussetzungen für containment und roll back geschaffen wurden. Eine ideologiepolitische Waffe ersten Ranges war die Proklamation der »Vier Freiheiten« im Januar 1941. Sechs Jahre vorher hatte die Kommunistische Internationale die Notwendigkeit dokumentiert, im Kampf gegen Faschismus und Krieg alle Kräfte über die Klassengrenzen hinweg zusammenzufassen. Dies war weder nur Taktik noch Verzicht auf die eigene ideologische Position, also in der Theorie so schwierig wie in der Praxis. Für imperialistische Public Relations stellten sich solche Probleme nicht. Wozu Volksfront, wenn man, abgehoben von der realen Praxis, die Ideale der französischen Revolution evozieren konnte, wozu ein Bund Deutscher Offiziere, wenn man Lafayette hatte? Die Menschenrechte standen zur propagandistischen Disposition des Imperialismus, sie konnten eines Tages ebenso antikommunistisch umfunktioniert werden wie die Atombombe. Zugleich hatte der Kapitalismus seinen lange vor 1914 verlorenen Internationalismus wiedergewonnen, zunächst ohne Blöcke zu kennen, heute »blockübergreifend«.

Mit dem New Deal, den Vier Freiheiten und der Ideologie der »One World« wurde der Imperialismus auch für feiner organisierte Geister zur Droge. Konnte, so fragten sich ab 1945 nur noch die Gerechteren unter ihnen, der Sozialismus im Vergleich dazu mehr sein als eine lebensrettende Operation? (So Thomas Mann im »Doktor Faustus«, wenn er tapfer im Wald pfeifend, jedenfalls nicht freudig, erklärt, er fürchte die Diktatur der

Unterklasse nicht.) Der chirurgische Eingriff beseitigt auf beschwerliche, riskante, oft schmerzhaft Weise tödliche Gefahr. Drogen dagegen sind selbst gefährlich, oft todbringend, der Süchtige nimmt sie gleichwohl freiwillig. So sah (und sieht) die schiefe Ebene aus, seit Roosevelts Internationalismus die GIs an die Elbe brachte.

Eine solche Wahrnehmung ist verzerrt, weil sie von 1984 aus urteilt und als unumstößlich voraussetzt, daß Truman 1945/46 Churchills kaputten Dampfer bestieg. Zwischen unserer Wahrnehmung und dem historischen Roosevelt liegen zwei Kalte Kriege. Als der erste ausbrach, legte eine sowjetische Delegation Blumen am Grab des toten Präsidenten nieder. 1951 veröffentlichte der »Verlag der Frankfurter Hefte« von Donald Day zusammengestellte »Briefe, Reden, Konferenzen« Roosevelts mit dem Titel »Links von der Mitte«. Was selbst nach seinem Tod zunächst noch möglich war, zeigen die Kontrollratsgesetze.

Zu den Erfolgen Roosevelts gehört die Hegemoniebildung in der linken Intelligenz, auch unter emigrierten Deutschen. Während des Krieges dienten im US-amerikanischen Geheimdienst (OSS) u. a. Herbert Marcuse und Fritz Eberhard. Sehr viel Besseres hätten sie damals kaum tun können. Franz L. Neumanns »Behemoth« entstand aus Expertisen, die er für US-amerikanische Institutionen erstellte. Die Danksagung im Vorwort zur ersten Auflage, Dezember 1941, enthält die feinsten Namen: Horkheimer, Pollock, Herbert Marcuse, Kirchheimer, Gurland, Flechtheim, Gumbel. Die deutsche Emigration nach Großbritannien, zu der Neumann zunächst gehörte, konvergierte spätestens mit Ausbruch des Kalten Krieges (teilweise auch schon vorher) mit der US-amerikanischen. Weiteres Beispiel: Richard Löwenthal. Von hier aus vor allem geschah das Übergreifen in die SPD. Die meisten dieser Gelehrten, wenn nicht alle, waren oder wurden linke Antikommunisten. Seit dieser Zeit gibt es eine Roosevelt-Linke auch hierzulande, die das Feld jenseits der Mitte fast monopolisiert. Viele ihrer Mitglieder verstehen sich zugleich als Sozialisten. Die »Vier Freiheiten« sind für sie erst ohne Kapitalismus möglich, der für Roosevelt, den sie kritisieren, aber in dessen praktischem Bann sie bleiben, die Voraussetzung von allem ist. Die Entwicklung dieser Theoretiker und Politiker ist durch vier Punkte bedingt: durch die Gegnerschaft zum Hitlerfaschismus; das Entsetzen über Stalin; die Auseinandersetzung mit dem New Deal von links; schließlich durch die Tatsache, daß ihre kritische Theorie unmateriell blieb. Ihre Analysen des Faschismus, wie immer auch ökonomisch fundiert, sehen in ihm vor allem den Apparat, die Bürokratie, die Polizei und das Militär und kommen von da zur Totalitarismustheorie.

HARAKIRI - neueste Selbstmordversuche unter Freunden

Es wird viel gelacht auf dieser Reise und jedes Mal, wenn wir uns einem der Bergcamps der Mudjaheddin nähern, werden wir mit einer minutenlangen Kanonade aus allen Rohren begrüßt. (Kein Wunder, daß es den Mudjaheddin überall an Munition mangelt).

Dieses Ritual hat für uns natürlich auch Nachteile, denn zur Begrüßung der Gäste gehören nicht nur die Kanonade und eine längere Teepause, sondern obendrein ein ausgedehntes Essen. Meist wird uns zu Ehren ein Hammel geschlachtet, und so müssen wir an einem Tag dreimal Hammel essen.
taz, 24.9.84

Ein weiteres Argument: Die UZ ist eben ein tägliches Kraftpaket kommunistischer Politik, das von vielen Nicht-DKP-Mitgliedern nicht verkraftet wird.

UZ, 4.10.84

Zu dieser Polarisierung gehören auch die boomenden Delikatessenläden für ökologisch angebaute Produkte. Das Angenehme dabei ist, daß diese deswegen preiswert und konkurrenzfähig sind, weil in ihnen keine alternativ-klebrige Ideologie mit aufgezwungen wird. Man kann auch dort als urban orientierter Mensch mit viel Lust an der Entfremdung ohne Schuldgefühle einkaufen, weil das Zeug schlichtweg besser schmeckt. Das beste jedoch ist das amerikanische Icecream, und davon bekommt man wiederum das beste handmade Icecream bei Steve in Boston. Dort kann ich wärmstens die Smartie-Keks-Pralinenmischung mit einer der ca. 10 Schokoladengeschmacksvarianten empfehlen.

Kommune 10/84

Peking will die Planwirtschaft schrittweise einschränken/ Das Zentralkomitee plant eine »Revolution«/ Teng: Den Bauern nacheifern
FAZ, 19.10.84

Wohl in kaum einer der zahlreichen Aktionen der Friedensbewegung unserer Gegenwart fehlte das Lied vom weichen Wasser, das den härtesten Stein höhlt; alle können es bezeugen. Nicht viele werden gewußt haben, daß in Gestalt dieser Zeilen in unserem Friedenskampf ein dichterisches Erbe dabei war, das 2000 Jahre alt ist; daß der Text aus Ovids Liebeskunst stammt (»Ars amatoria«, 1. Buch, erschienen 1 v.u.Z.). Ein Beispiel für die Operationalisierung antiken Erbes unserer Zeit.

Kultur & Gesellschaft, Okt. 84

Ein Gespräch mit Lucien Sève Die FKP nach dem Bruch des Linksbündnisses

Von Johannes M. Becker

Was ist herausgekommen bei drei Jahren Regierungsbeteiligung der Kommunisten in Frankreich? Was bedeutet der Verlust von zwei ihrer viereinhalb Millionen Wähler während der Zeit der Linksregierung?

Der charakteristische Zug der Europawahlen ist für uns Kommunisten die weitreichende Wahlenthaltung gerade an den Stellen, wo die FKP 50, ja bis zu 70 Prozent der Stimmen bei früheren Wahlen errungen hatte. In verschiedenen Industriezentren Frankreichs haben wir bis zu zwei Dritteln Wahlenthaltungen registrieren müssen! Das heißt für uns: der solideste und treueste Teil unserer Wählerschaft hat sich enthalten, hat nicht gewählt.

Diese Menschen haben uns dies auch sehr klar gesagt, bei Versammlungen und Hausbesuchen: Wir werden nicht wählen gehen! Als Hauptgründe für ihre grenzenlose Enttäuschung wurden in erster Linie der Anstieg der Massenarbeitslosigkeit sowie der Verfall der Kaufkraft genannt. Die Arbeiter hatten von »ihrer« Linksregierung keine Wunder erwartet, aber doch eine grundsätzlich andere Politik, vor allem in diesen beiden Punkten.

Gab es nicht 1981 andere Handlungsmöglichkeiten für die FKP?

Das politische Leben, die Geschichte, eröffnet zuweilen widersprüchliche Situationen, in denen man nur mit »Ja« oder »Nein« antworten kann; entweder man *beteiligt* sich an einer Regierung, oder man tut es *nicht* — es gibt keine Lösung dazwischen. Und wir bedauern unsere Regierungsbeteiligung nicht.

1981 wurde Giscard d'Estaing entscheidend geschlagen, wurden große Hoffnungen in die Linke gesetzt. Man erwartete eine andere Sozial- und Wirtschaftspolitik. Und nun stellen Sie sich vor, in einer Situation, wo die absolute Mehrheit der Bevölkerung die Linke auffordert: »Nehmt das Ruder in die Hand! Macht eine andere Politik!« hätten wir geantwortet: »Wir wissen nicht so recht, wir müssen uns die Sache erst einmal ansehen...« Niemand hätte uns verstanden!

Gleichwohl schien uns die Arbeit von Beginn an nicht einfach, allein aufgrund des gravierenden Kräfteungleichgewichtes zwischen der Sozialistischen Partei und der FKP.

Eine Bedingung sahen wir als notwendig an, um trotz der schwierigen Verhältnisse erfolgreich agieren zu können: Daß die Gesamtheit der Arbeiter verstünde, daß eine jede Änderung der Politik von dieser Regierung nur vorangetrieben werde, wenn sie selbst Druck ausüben werde, in *Bewegung für ihre Interessen* gerate.

Wir haben unser Ziel nicht erreicht, haben diesen Kampf verloren. Es gibt viele Gründe hierfür.

Unsere Niederlage müssen wir in erster Linie dem Zustand der *politischen Kultur der Massen* in Frankreich zuschreiben, diesem Bewußtsein: Ich wähle meinen Abgeordneten, und der Rest ist seine Sache. Hier haben die langen demokratischen Traditionen Frankreichs, die ein großer Trumpf in unserer Hand sind, ihre Grenzen, in dieser ausschließlichen *Delegierung von Macht*.

In Wirklichkeit hängen jedoch alle politischen Veränderungen in unserem Sinne davon ab, daß die Arbeiter ihre Dinge selbst in die Hand nehmen, daß sie *diese Art von Demokratie* betreiben. Wir haben zwar einige Dinge bewegt — insgesamt gesehen jedoch war das alles unzureichend.

Nehmen wir das erste Regierungsjahr: Wir haben sehr lange überlegt, warum die kommunistischen Arbeiterinnen und Arbeiter nicht gestreikt haben, wo ihnen doch klar sein mußte, welche einschneidenden Entscheidungen bevorstanden. Die Arbeiter zum Streik zu überzeugen, scheint eher in der Macht einer Rechtsregierung als einer Regierung der Linksparteien zu liegen.

Unsere Appelle blieben ungehört: »Die Unternehmer betreiben alles, um unsere Arbeit zu bremsen, zu verunmöglichen. Tut Ihr das Eurige, dieser Arbeit zum Erfolg zu verhelfen! Eure Streiks richten sich nicht gegen die Regierung, sie unterstützen sie! Die Regierung bedarf ihrer!«

Das erste Regierungsjahr brachte gute Ergebnisse, auch in der Wirtschaftspolitik — vor allem durch die Kaufkraftsteigerung für die niedrigen Einkommen. Das französische Industriepotential war jedoch nicht zu einem Aufschwung in der Lage, Exporte überschwemmten das Land mit den bekannten Folgen für den Franc, und die ganze negative Industrielogik griff Raum.

Unsere Wirtschaftsleute haben nun die Fragen nach der weiteren Entwicklung und nach dem Schutz der nationalen Industrie gestellt. Die Regierung hat unsere Vorschläge nicht gehört, geschweige denn akzeptiert. Die Sozialistische Parteiführung hat *ihre* Form der Modernisierung der französischen Ökonomie betrieben mit der Aufgabe ganzer Industrien, sei es im Kohle- und Stahlbereich, im Textil- und Chemie- oder im Schiffbau-sektor. Die Massenentlassungen waren das deutlichste Zeichen der Rückkehr zur Wirtschaftspolitik rechter Couleur.

Unsere Situation wurde nach dem Rechtsschwenk Mitterrands 1982 zunehmend problematischer, und wir wurden heftig kritisiert: wir hätten keine klare Haltung mehr, seien durch unsere fortdauernde Regierungsbeteiligung für die Politik *als ganze* verantwortlich etc. Und die Kritiker hatten recht. Wir haben versucht, uns zu erklären, haben geantwortet, nicht *wir* seien widersprüchlich, sondern *die politische Situation* sei es, und wir wollten selbst die kleinsten Möglichkeiten der Einflußnahme wahrnehmen.

Welche konkreten Alternativen zur Modernisierungspolitik der Sozialisten hat die FKP denn den Arbeitern aufgezeigt?

Wir haben auf die Notwendigkeiten und die Möglichkeiten hingewiesen, zum einen den französischen Produktionsexport einzuschränken, ja abzu-

bauen: Warum produziert unsere Autoindustrie im Ausland, wo bei uns diese zigtausende von Arbeitsplätzen dringend benötigt werden? Zum anderen haben wir einen wirksamen Schutz gegen die gewaltigen Exportoffensiven der kapitalistischen Konkurrenten Frankreichs, vor allem der BRD, der USA und Japans, verlangt. (Die derzeit beste - und ungemein populäre - Veröffentlichung von unserer Seite hat unser Spezialist Philippe Herzog verfaßt: »L'économie nouvelle à bras-le-corps« - »Die neue Wirtschaft, eine Gesamtsicht«.) Das Interesse an unseren Vorstellungen ist übrigens auch in Kreisen des französischen Kapitals groß!

Also, wir haben teuer bezahlt für diese Politik - das Wahlergebnis von 11 Prozent ist deutlich genug. Die Arbeiter haben nicht verstanden, daß es sich nicht um subjektive, sondern um objektive Widersprüche handelt. Die Arbeiter, die uns gesagt haben: »Wir gehen nicht wählen«, bleiben dennoch Kommunisten, wir müssen sie zurückgewinnen.

Die Parteiführung hat den Regierungswechsel hin zu Laurent Fabius zum Anlaß genommen, die Regierung zu verlassen.

Die Entscheidung, unsere Regierungsbeteiligung unter Fabius zurückzuziehen, wurde von unseren Anhängern auf Anhieb verstanden. Wir können diese Politik als ganze nicht weiter vertreten. Der Wechsel des Ministerpräsidenten scheint uns weit mehr als das Auswechseln einer Führungspersönlichkeit: er bekräftigt den Willen der SP-Führung zu einer Politik verschärfter Austerität und zu einer politischen Öffnung nach rechts.

Wo sind die Gründe für die mangelnde Kampfbereitschaft der französischen Arbeiterklasse in den 80er Jahren zu suchen?

In Frankreich - ich spreche nur von Frankreich - ist die Abgrenzung zwischen sozialistischer und kommunistischer Politik in den Köpfen vieler Arbeiter nicht genügend deutlich. Es herrschen zu viele Illusionen über den Charakter des Sozialdemokratismus. Und wir Kommunisten haben nicht zuletzt durch das »Programme commun« von 1972 zu diesem Zustand beigetragen.

Auf unserem letzten Parteitag im Februar 1982 haben wir analysiert, daß dieses gemeinsame Regierungsprogramm eine historische Rolle gespielt hat; in einigen Bereichen positiv, in wichtigen Bereichen jedoch negativ. Es hat nämlich zu der Annahme verholfen, Sozialisten und Kommunisten unterschieden sich in Frankreich nicht mehr wesentlich - schließlich hätten sie das gleiche Programm unterzeichnet. »Diese Sozialisten sind ja gar nichtso schlecht«. So etwa setzte es sich in den Köpfen auch vieler kommunistischer Wähler fest. »Sie wollen ja auch eine fundamentale Veränderung unserer Gesellschaft«.

Und da sie in unserem Wahlrecht besser plaziert sind, man wählt eben in unserem Mehrheitswahlrecht mit seinen zwei Wahlgängen eher einen Sozialisten als einen Kommunisten, sind die Sozialisten immer stärker geworden.

Die Partei hat die Konfusion in Bezug auf den Charakter sozialreformistischer und revolutionärer Politik nie gefördert, aber unsere praktische

Politik, unser praktischer Umgang mit der Linksunion und dem »Programme commun« hat hier Illusionen gesät. Der Wechsel in der Politik Frankreichs schien nur noch die Frage von Wahlergebnissen zu sein...

Nach 1981 hatten wir dann die Linksunion in der Regierung, und vielen Arbeitern waren die Widersprüche zwischen SP und FKP nicht präsent genug, um den bremsenden Einfluß dieser Sozialistischen Partei auf ihre euphorischen Pläne vom großen Wandel richtig erkennen zu können.

Ich erinnere an die Geschichte: Wir müssen die Strategie der Volksfront heute kritisch überdenken. Diese Strategie war ein großer historischer Fortschritt - vor allem in der damaligen politischen Situation. Die damalige Aufgabe war die Verhinderung des Faschismus, war nicht der Aufbau des Sozialismus. Eine wahrhaft historische Entscheidung, die Volksfront zu begründen.

Heute jedoch gilt es, die Möglichkeiten auszuloten zum Aufbau des Sozialismus, nicht allein eine möglichst breite demokratische Sammlung zu erreichen. Es handelt sich um ein Problem, das den revolutionären Charakter der Klasse erfordert. Der Schlüssel, um den Sozialismus zu erreichen, liegt im Kampf, im praktischen Kampf um die Klarheit über die Natur der revolutionären Entwicklung, die heute erforderlich ist.

Eine Politik vom Typ der Volksfront kann aber heute nur Illusionen säen über das jeweilige Bündnis. Das heißt für uns nicht, darüber müssen wir uns klar sein, daß wir uns am Beginn der Periode eines teilweisen Rückzugs befinden - ganz im Gegenteil! Das heißt konkret, daß wir unsere Bündnismöglichkeiten nicht eingengt sehen auf die Zusammenarbeit der Sozialistischen Partei mit der Kommunistischen Partei. Wir müssen versuchen, *breitere* Bündnisse zu erreichen.

Nehmen wir das Beispiel der Schulpolitik, wo das zusammenhanglose und damit unfruchtbare Nebeneinander von Bildungs- und Produktionssektor nicht nur uns Kommunisten als katastrophal erscheint - und über uns hinaus nicht nur den Sozialisten. An einem so zentralen Problem sind Christen ebenso interessiert wie Wähler der Rechtsparteien. Wir müssen eine Sammlung auf möglichst breiter Grundlage zustande bringen, das ist unsere Aufgabe! Die Auflösung dieser permanenten Konfrontation, dieses »Kopf an Kopf«, Kommunisten-Sozialisten.

Also eine ganz neue Politik, wie sieht sie aus.

Wir werden deutlicher erklären, wo und warum wir mit der Politik der Regierung Fabius nicht einverstanden sind; daß die Krise mitnichten schicksalhaft ist, daß sich Politik nicht nach irgendwelchen Eigengesetzmäßigkeiten entwickelt, sondern von klaren Interessen bestimmt wird.

Die derzeit betriebene Wirtschaftspolitik ist eine Politik der Rechten, eine Politik, die sagt: wir müssen unsere Stahlindustrie, unseren Schiffbau, unsere Kohlezechen opfern. Wenn wir den Menschen nicht klarmachen, daß dieses Vorgehen für Frankreich vernichtend ist, dann dürfen wir uns über unsere Baisse, über unseren Niedergang nicht wundern.

Ein Bündnis gegen die Auffassung von der Fatalität der Krise ist möglich.

Populismus

oder Die Geschichte des Universums unter besonderer Berücksichtigung von Alt-Lerchenfeld

Nach diesem Stükkittel von Nestroy läßt sich denken, daß die Astronomie unter besonderer Berücksichtigung einer Wiener Vorstadt das Niveau der alten Ägypter nie erreicht haben würde. Möglichkeiten, die Grundlagenforschung eröffnet oder Kunst, sind nicht wie Kunsthandwerk und Konsumgüter an den aktuellen Wünschen der Leute auszurichten, eine bemerkenswerte Verkümmern, die das »demokratische« Kapital besorgt.

So ist es ein demokratischer Irrtum, Künstler mit Kunsterziehern, Mathematiker mit Mathematikern zu verwechseln, die gegenwärtig mögliche Vermittlung an Massen zum Maß des Erlaubten zu machen, die avancierten Debatten mit einer immer hinterherhinkenden Praxis zu erschlagen, deren Zweckmäßigkeit und Zielsicherheit ja gerade erst gesichert wäre, wenn sie weitausholende Theorie beinhaltet, nach Lenin die Geschichte des jeweiligen Gegenstandes zumindest. Und so ist Literatur nach Maßgabe der Literaturbeilagen-Verwertbarkeit vom Reden in die Traufe geraten, denn »der Beifall gehört dem da capo« (Christoph Hein), dem Bestätigenden.

Immer wieder taucht die demokratisch gemeinte Forderung »Theorie (bzw. Kunst) muß auch verständlich sein für mich« auf, womöglich mit dem Arbeiterstatus als moralischem Zaunpfahl versehen und zum Druck freigegeben von theoriefeindlichen Intellektuellen (»Apropos. Kennen Sie Dietzgen?« Karl Marx). Wie Musikspielen erst Mühe macht und dann Spaß, verhält es sich mit der Fähigkeit zu lesen. Irmtraud Morgner: »Die Tatsache, daß alle Leute bei uns lesen können, beweist nicht, daß sie in der Lage sind, eine Komposition aus Worten zu verstehen.«

Dagegen verteidigt Irene Hübner (UZ vom 29.9.) Kultur so gemütlich wie »die Topfblumen auf der Fensterbank« — eine Tapferkeit gegen niemand — und will Künstler statt zu den Bedingungen schöpferischer Veränderungsarbeit zu einem Phantom der Gegenwart in Beziehung setzen, zur »Stärke, Organisiertheit und Attraktivität der Arbeiterklasse als Träger des gesellschaftlichen Fortschritts«. Und in der Literaturbeilage der gleichen Zeitung dieselbe Autorin: »Doch weil der Prolet ein Prolet ist, braucht er auch Kultur, erobert sich die vorhandene und schafft neue.«

Triumphalismus hat die Eigenart, Zukunft dadurch zu verhindern, daß er sie zur Realität umstilisiert und sich nur den Gestus des Weltveränderers anschminkt, ohne Arbeitsleistung. Entsprechend wischt Olaf Cless (22.9.) ein von der UZ zunächst aufgegriffenes Problem ohne Bewältigung beiseite: »über das schillernde Schlagwort 'Populismus' sind wir schon hinaus. Wir können darauf verzichten.« Herzlichen Glückwunsch!

Für Robert Held (FAZ vom selben Tag) »besteht das Phänomen Populismus aus einer Zahl schillernder Facetten der Demokratie« als einer »mathematisch legitimierten Ordnung«. Auf die Täuschungen und folglich Enttäuschungen derartiger Milchmädchenrechnung spekuliert die Präsidenten-Waschmittelwerbung über alle Institutionen und polit-ökonomischen Strukturen hinweg mit scheinbarer Anfaßbarkeit des Führers für die Gefolgschaft, mit zweidimensionaler Hautnähe. Aber »Direktheit« jenseits »fester magistratischer 'Form'« entdeckt Held in seiner näheren Umgebung vornehmlich bei Friedensbewegten und Grünen, was ihm Carl Schmitts Auffassung in

Erinnerung ruft, daß eine Minderheit gegen eine willenslose, uninteressierte Mehrheit als Volk auftreten könne und daß es ihr dann wahrscheinlich auch gelinge, die Masse bei einer Abstimmung nach sich zu ziehen. Populismus findet Held nicht nur in Entwicklungsländern, sondern als kaum überstandenen Schreck vor anarchisch basisdemokratischer Romantik unter vorwiegend intellektuellen der Bundesrepublik.

Verständliche Propaganda, die einen feindlichen Dreikäsehoch überlebensgroß zur Abschreckung malt. Aber auch nach der schon erwähnten Literaturbeilage der UZ steht »das Verhältnis zur Intelligenz auf neuen Beinen«. Es wäre von Intelligenz zu schweigen und von Ideologie zu reden. Nur ist das Problem, daß Ideologie gerade fehlt und nicht durch Aussagen über Verhältnisse zur Intelligenz als gesteigerte Beziehungskiste ersetzt wird.

Chaos macht den Platz über dem Rumpf des Torso als Loch kenntlich: »Man kann sich drehen und wenden, wohin man will — überall geht es ums Ganze«, — womit das Einzelne erfolgreich erledigt wäre und die hiesige Gegenwart dem Autor Hannes Stütz nur noch vergleichbar erscheint den von ihm gleichermaßen als revolutionär verstandenen Zeiten vor 1848, vor dem 1. und nach dem 2. Weltkrieg und den Tagen des russischen Oktober 1917.

Dann verwirrt sich die auf die Tagesordnung gesetzte Revolution wieder infolge der »Verkabelung«, denn »vom Untergrund in den Weltraum ist nur noch ein kleiner Sprung, vergleichbar einer Dollarspekulation« oder einem Sprung in der Schüssel. Die »totale Mobilmachung der gesamten bürgerlichen Medien« ist für den UZ-Berichterstatler, dem es »heute um Kopf und Kragen« geht, eine »in ihrer Totalität völlig neue Herausforderung«, weil doch »das Menschsein in Frage gestellt ist oder gegen alte Zwänge zu einem neuen Ufer aufbrechen will«, das Menschsein — wie in einem Absatz fünfmal »erwie-

sen«. Zuletzt »ist erwiesen, daß alles noch voller Widersprüche steckt und noch lange nicht genügt«.

Die mundharmonische Hoffnung, mit Mutmacher-Unterhaltungsseiten zur Buchmesse die bundesdeutsche Oktoberrevolution herbeizuschwätzen, braucht natürlich Lücken, Leerstellen, Ungenannte, Unpersonen, eben das Ausblenden der Widersprechenden. Peter Weiss ist noch lange nicht »unsers« mit seinen Hinweisen auf die Vorläufer in den Giftschänken der Redaktionen, auf Neukrantz und Kafka und all die anderen Leichen im Keller der unaufhaltsam von Höhepunkt zu Höhepunkt schreitenden Kulturpolitiker, die mangels Masse eine gewisse historische Rolle selbst übernommen haben (siehe oben).

Nur die in sich sehr unterschiedliche Arbeiterklasse, wie sie mehrheitlich ist, legt ihnen nicht die Meßlatte der Erkenntnisfähigkeit, weder der wissenschaftlichen noch der künstlerischen. Umgekehrt wird sie — eine genierliche Binse — nur in dem Maße zur revolutionären, ihrer selbst, ihrer Interessen und Möglichkeiten bewußten Klasse, wie sie die auf ihrer Arbeit basierende Kultur (die sie nach dem »Kulturbrief 84« schon »hat«) begreift, und zwar nicht, indem ihr nach da-capo und déjà-vu Gesichtspunkten die Mühen der Gebirge wie der Ebenen verweigert werden. Man stelle sich statt Kohls Kabinett das Gruselkabinett vor, das die reale, heutige, hiesige Arbeiterklasse repräsentiert, die zu erheblichen Teilen Kohl (oder Rappe) wählende, die Arbeiter, von denen der spanische Gewerkschaftsführer Camacho sagt, soweit sie rechts wählen, seien sie Idioten, eben Leute, die sich unfreiwillig selber schaden. Ob da die berühmten Feuerzeuge beim Absingen eines gereinigten Manifests in der Rock-Fassung von »Brüder zur Sonne...« Erleuchtung schaffen?

Der Proletkult (nicht der historische) ist eine Idiotenfalle, die meist mit der scheinheiligen Beteuerung beginnt,

man müsse die Leute dort abholen, wo sie sind — in letzter Zeit sind sie meist im Stadtteil. »Merkposten« von Stütz: Wo er die gestern 17jährigen gerade begriffen zu haben glaubt, tauchen die 14jährigen und schließlich die 13jährigen Hauptschüler auf und beanspruchen »als Merkposten Platz auch in ästhetischen Kontroversen«, stehengeblieben im Zettelkasten des Abholers. Und wie die Kinder müsse man die Arbeiter bei der Hand nehmen (so ähnlich Loepelmann, der inzwischen Gottseidank ersetzte Leiter des Ruhrfestspielensembles) und auch mitgehen, wenn sie zu den Gummibärchen zerren. Und weil das peinlich ist, rechtfertigen die »Anknüpfer« ihre eigene gebißschädigende Sucht damit, daß das »Volk« nun mal solche Vergnügungen als Lockmittel brauche, man also Gummibärchenfestivals organisieren müsse, natürlich nur zum Kampf gegen die Gummibärchen. Das Ding wird wirklich andersrum gedreht. Ihering: »Niemand identifiziert sich mit dem Volke. Jeder das Volk mit sich.«

*Es sang der fleiß'gen Mägde Chor
Beim Beerenpflücken muntre Lieder.
(Wie strengstens anbefohlen war,
Damit kein Mädchen aus der Schar
Sich unterm Strauch so hin und wieder
Am Obst der Herrschaft gütlich tat:
Ja, kluge Gutsherrn wissen Rat!)*

Puschkin

Eine Methode, die Reinhard Opitz (»Faschismus und Neofaschismus«, 1984, S. 384 ff.) auch in den Versuchen von Haug und Laclau entdeckt, die politische Hegemonie nationaler Arbeiterklassen durch Eingliederung populistischer Motive in die Propaganda zu befördern. Im Schutz des »Klassenreduktionismus«-Vorwurfs werden der Arbeiterklasse populistische (= völkische), nationalistische Positionen zumindest nahegelegt, als Kampf gegen imperialistische Mittel deren opportunistische Übernahme.

Populismus ist nicht einfach Volkstü-

melei etwa der Narodniki, oder der Peoples Party, zunächst eine amerikanische Land-APO, die dann bei den Wahlen 1896 geschlagen wurde. Er ist Volkstümelei als politische Herrschaftstechnik von Mussolini, den Poujadisten (im jetzigen Frankreich Le Pen, der bei der letzten Wahl mit 11 Prozent aus dem Stand so stark wurde wie die KPF schwach), von Peron in Argentinien. Vor allem ist er eine Herrschaftstechnik der Nazis, die mit Winterhilfe, mit Gemeinnutz-geht-vor-Eigennutz (Goebbels) und ähnlichem die warme Seite einer Volksgemeinschaft propagiert haben, deren Kehrseite die Kanalisation der antikapitalistischen Stimmungen gegen die Minderheit der jüdischen Konkurrenten, der Einfachheit halber gegen Juden schlechthin, und schließlich gegen die einzige Kraft war, die solche Stimmungen hätte bewußt und damit bedrohlich produktiv machen können, gegen den jüdischen Weltbolschewismus. Daraus folgte bekanntlich, daß die Arbeitslosen von der Straße kamen, nämlich in die Rüstungsproduktion — und dann aus der Welt. Der Vorgang ist genauer in Brechts Lied vom Klassenfeind nachzulesen. Die aktuellsten Vertreter populistischer Technik, einer Theologie der Beherrschung schweigender Mehrheit mittels des Mythos vom Bösen sind Woityla und Reagan, dessen am weitesten rechts von ihm angesiedelter Nachfolgeanwärter bei den Republikanern sich explizit als Populist vorstellt.

Populistisch sind die klaren, einfachen und falschen Bilder: die wir-sitzen-alle-in-einem-Boot-Sozialpartnerschaft; Kohls wir-müssen-den-Gürtel-engerschnallen-in-diesem-unserem Land; Schmidts Modell-Deutschland; Brandts wir-dürfen-die-Kuh-nicht-schlachten-die-wir-melken-wollen (den Gemolkenen gesagt); populistisch ist alles, was die Spaltung in Klassen verwischt, was den Unteren das Wir-Gefühl zu den Oberen geben soll: Blüms Appelle an die zuerst von Brandt so genannten Arbeitsplatzbesitzer, mit der Beseitigung

des sogenannten Kündigungsschutzes Arbeitsplätze zu schaffen; der grüne Hinweis auf die gemeinsam zu erleidenden Umweltschäden ohne Hinweis auf deren keineswegs volksgemeinschaftlich zu verantwortende Ursachen usw.

Und manchmal, sogar ziemlich oft, kommt es vor, daß Leute, die es gut mit der Mehrheit des Volkes meinen, den Erfolg der Herrschenden oder der nicht fundamentalen Opposition beim Volk zu imitieren versuchen, weil sie glauben, mit den Mitteln des Feindes mehr zu erreichen. Sie wenden sich an den unterdrückten Geschmack der Unterdrückten mit ein paar Buttons, als könne auch ihre Sache von oberflächlicher Sympathieerzeugung leben oder von Anbiederung, weil es ohnehin zu schwierig ist, Einsichten in das unverständliche Zeug von Marx zu verbreiten oder gar in die raffinierten Programme der anderen Seite, eben Klassenbewußtsein. Statt dort, wo etwa nach Erklärung der Krisen gefragt wird, z. B. in Gewerkschaftsschulungen mit unterschiedlicher Konjunktur, soll die Revolution, verkleinert auf bekömmliche Reformen, angezettelt werden, wo bestenfalls die Letzteren gefragt sind, die deshalb alles undeutlich »Grundlegende« in ihre immanenten Alternativen integrieren. Wozu führt ein Revolutionär den Kampf um Kinderspielplätze und Radwege, wenn man nicht merkt, daß er mehr will, das Teewasser und den Staat, daß seine Attraktivität nur in seiner Besonderheit liegen kann, daß er das ganz Andere, grundsätzlich Unvereinbare, Unversöhnliche, nicht Anzupassende, daß er den Bruch will, daß, auch wenn der Weg sich zieht, kein Schleichweg zum Sozialismus führt, auf dem nur die Eingeweihten das Ziel kennen. Selbstverständlich gibt es bei Teil-Fragen gemeinsame Nenner, aber noch einmal Christoph Hein: »In einem Antagonismus gibt es keinen gemeinsamen Nenner«. Wenn Zwei zu verschiedenen Zielen gemeinsam gehen, ist es doch eine läppi-

sche Unterschätzung des jeweils anderen, den Punkt der Weggabelung nicht zu benennen, sich nicht über die Ziele zu streiten. Spontan setzt sich das Beschränkte, Näherliegende durch.

Seit Hans Platschek in der ehemaligen DVZ 1983 den Begriff Populismus als Kuckucksei plazierte hat, um die Kunstdebatten von einer pädagogischen Geschmacklosigkeitslehre zum politischen Wesen der Sache zu treiben, versuchen die Getroffenen, den auf sie gezielten Stiefel zum Pantoffel zurückzuschneiden, die von dem Wort aufgestörten Kulturdebatten wieder in der alten Harmlosigkeit von Künstlerumfragen über »Qualität und/oder Engagement« zu beruhigen, eine Fragestellung wie 'Mathematik und/oder Maschinenbau', eigentlich eine Unverschämtheit, die sich unter den Politikern nur die verkommensten, unter den Wissenschaftlern nur die resignierten Rentiers gefallen ließen. Kein deftiger Spaß und kein krasser Anspruch soll das verwaltete von-Schritt-zu-Schritt-Ableitungs-Denken im Sitzfleisch stören.

Was das alles mit Kunst zu tun hat? Wirklich sehr wenig, gerade soviel wie ein Teil mit dem Ganzen, um das es »überall geht«. Nicht ein schlechtes Lied, sondern eine Kulturpolitik, die schlechte Lieder einsetzt und Kunst nur bei Klampfenbegleitung wittert, ist populistisch; nicht die Dilettanten, sondern die Förderer und Rechtfertiger der Anspruchslosigkeit, die die Würstchenbudenfeste und jeder-kann-dichten-Gedichte der »Sozio-Kultur« gegen Kunst ausspielen, die schlimmstenfalls utilitaristisch den »positiven Helden« oder einen »wissenschaftlichen Optimismus« einklagen. Und das sind Kulturpolitiker und Ideologen, Leute, denen zu Reagan regelmäßig »Darsteller« einfällt. Populismus ist nicht zuerst die Dummheit unter »Kulturschaffenden«. Er ist eine ihr zugrundeliegende tiefere Dummheit in der Politik.

Und Kunst ist nicht nur eine Sammelbezeichnung für gewisse Hervorbrin-

gungen, sondern eine Wertung, ist Qualität. Andernfalls ist es keine Kunst und schädlich für alle Beteiligten, sie dazu zu erklären, etwa so, wie ein wissenschaftliches Ergebnis nicht bürgerlich oder sozialistisch ist, sondern wissenschaftlich oder falsch. Marxistische Künstler sind vermutlich meist engagiert — wie marxistische Elektriker. Andere Künstler sind entweder entgegengesetzt engagiert oder gleichgültig. Wenn die Arbeiterklasse objektiv (noch keineswegs subjektiv) auf allen Gebieten das größte Interesse am Fortschritt haben muß, so lese man bei Eisler nach, welchen Fortschritt in der Musik der Reaktionär Schönberg bedeutet. Bekanntlich lassen sich auch die Qualitäten vieler amerikanischer Filme nicht mit der Frage nach dem tagespolitischen Nutzen für die Arbeiterklasse niederma-chen, regelmäßige Versuche sehr einfacher Gemüter.

Populismus — volkstümelnde Herrschaftstechnik und deren hilflos linkes Imitat, die noch so gut gemeinten, aber nicht gekonnten Lügen mit den dennoch langen (Medien-) Beinen — Populismus ist kein Kunstproblem, jedenfalls nicht, wenn aus Bündnisrücksichten »ästhetische Anforderungen hintangestellt« werden. Zwischen jeweils einzeln zu rechtfertigenden Kompromissen und der Selbstaufgabe, die Ziele zu verstecken, besteht ein kleiner Unterschied. Wenn bestimmte Kunstprodukte, um beim Beispiel zu bleiben, nicht oder noch nicht massenhaft vermittelbar sind — wie schnell sich das ändern kann, konnte man jüngst am Publikumssturm auf die Picasso-Ausstellungen sehen —, sollen sie dann nicht mehr hergestellt, den wenigen Kennern nicht mehr gezeigt, den Kunsterziehern nicht mehr aufgezwungen werden? Soll Demokratisierung der Eliten etwas anderes heißen als ihre Verallgemeinerung?

Muß weniger voraussetzende Kunst zu bestimmten Gelegenheiten durch Nicht-Kunst, durch Anti-Kunst, durch Scheiße ersetzt werden, die nicht politi-

sierbar ist, nach Eisler (der auch darauf hinwies, daß Schlager von schlagen kommt). Kunst kann dieselben oder andere Inhalte haben wie Politik oder Wissenschaft. Was sie definiert, ist Art und Qualität ihrer Form, ist nicht das Material, sondern seine Bearbeitung und Funktion. Nur Flachköpfe urteilen nicht nach Formen, schrieb Oscar Wilde, ein verdächtiger Kronzeuge.

Die linke Reduzierung von Kunst, Politik, Theorie auf ein Niveau, das auch Schdanow und Lyssenko verstehen wollten, ist eine Kinderkrankheit wie die Gummibärchen, nur nicht so niedlich. Die Antwort auf Brechts Frage, ob die Wahrheit in Rauschgift verpackt werden müsse, braucht nicht jedesmal auf Adam und Eva zurückzugehen — vorausgesetzt, die Überwindung des Populismus soll nicht gerade verhindert werden, indem die Beiträge zu seiner Debatte sich am Metrum der Schrammelmusik für den Stadtteil Alt-Lerchenfeld ausrichten müssen; vorausgesetzt, die Beitragenden geben ihr Wissen her, nicht populistisch anbiedernd, sondern so einfach, wie es geht und so schwierig, wie es ist.

MICHAEL BEN

ERRATA

Vom Schreiben

Natürlich könnte ich
Auch komplizierter schreiben
Und könnte Dichtung als
Geheimmagie betreiben.
Ich könnte Chiffren erfinden,
Die nur fünf Leute verstehen,
Und die andern wären die Blinden,
Wir sechs allein könnten sehn.
Ich will aber einfach bleiben
Und nah am alltäglichen Wort
Und will so deutlich schreiben,
Dass die Leute an meinem Ort
Meine Gedichte lesen
Und meine Gedanken verstehen
Und sagen: so ist es gewesen,
Und das haben wir auch schon gesehn.
Eva Strittmatter

Uwe Koch

Die Nacheinundachtziger

Wenn ich verzweifelt bin,
was geht's mich an?
(Günther Anders)

Vorbei. Ende. Aus der Traum. Dieser Herbst der Friedensbewegung wird das Land nicht mehr zum Tanzen bringen, und die Lieder, die darüber noch zu schreiben sind, werden nicht in die Charts gelangen. Manche Taube, die jetzt noch im Fenster hängt, wird nach dem nächsten Putzen vergessen, wieder anzukleben, und manche blaue Plakette am Autoheck wird aus Platzgründen bald einem Plädoyer für Baum oder Seehund weichen.

Vorbei die Zeit, da sich Tramper und Fahrer zwischen dem Kamener Kreuz und Stuttgart-Vaihingen befragten, ob sie auch im Bonner Hofgarten dabei gewesen waren, vorbei die Zeit, da sich Lehrer im Kollegium berieten, ob sie denn selbst fahren dürften, wo es doch in ihrer Klasse zwei oder drei Schüler gäbe, die zum Unterricht erscheinen wollten.

Bonn, die Wiese von einundachtzig, war der Ort, wo sich die Generationen wiederfanden, die beharrlichen Altbewegten, die alternativ gewordenen Revolutionäre und ihre empfindsamen Kinder. Im Jahr darauf trafen wir uns in den Rheinauen, vis-à-vis der verbunkerten Hauptstadt, wo die Kriegsplaner zusammensaßen, der Präsidentendarsteller, die Siegerin von Falkland, der vorläufige Helmut und der Sozialist aus Frankreich. Und der ehemalige Trudeau sprach von uns als den »Menschen auf der anderen Seite des Stroms«, dabei waren wir längst der Strom selbst geworden. Dann aber hielten die Dämme, und im nächsten Oktober, wieder vor dem Bonner Schloß, mit den demoskopischen 75 Prozent im Rücken, sprach Willy Brandt mit leiblicher Stimme zu uns, aber schon damals waren alle, die zum ersten Mal gekommen waren, zu spät gekommen.

Wieder eine Revolte vorüber. Die Zeit scheint still zu stehen, doch in den Jahren danach werden wir wissen, was sich auch jetzt bewegt. Fürs erste sieht es aus, als mache die Geschichte eine Pause, wo die Raubzüge einstweilen vertagt sind und die Rendite einstweilen konstant bleibt. Besitzende und Beherrschte ruhen sich aus, richten sich ein auf das Schlimmere, das noch kommen wird. Gefängnisse und Fernsehprogramme werden erweitert.

Wir haben vor den Waffen gewarnt. Selbst, daß der Krieg möglich ist, sprachen wir aus, unglaublich bestaunt von zufriedenen Menschen mit Magengeschwüren. Wir haben die stillen Vorbereitungen an die Öffentlichkeit gezogen und die Bauteile eines Kriegsplans denunziert, ohne den ganzen Plan zu kennen. Wir haben die Ermächtiger zu Schachzügen gezwungen, immerhin, aber bis jetzt gewannen sie alle Spiele, und sei es mit Rochaden. Wir haben uns stolz gesagt, daß wir die größte Bewegung sind, die das Land je gesehen hat, ein friedliches Aufbegehren der Moral, dem die Sympathie

der Mehrheit gewiß war. Doch als wir genug gewarnt hatten, bat die freundliche Mehrheit uns, jetzt bitte wieder nach Hause zu gehen. Ein Teil der tief Bewegten folgte der Aufforderung. Der Krieg hatte nicht begonnen, und die Welt war noch da. Die Raketen warten noch, und manches scheint seine Richtigkeit zu verlieren, wenn es wie Asche im Mund schmeckt.

Es ist nämlich unerträglich, in dem Wissen zu leben, daß der Krieg tatsächlich vorbereitet wird. So wie ich einst dachte, ihre Präsidenten da drüben sind verrückt, ihre Generale und Ingenieure, denke ich jetzt manchmal, daß ich es bin, der ich den Krieg heraufziehen sehe, während die Sonne scheint und Menschen spazieren gehen, und abends sitze ich mit Freunden in der Kneipe, und wenn wir einmal nicht von Beziehungen reden, dann reden wir vom Krieg, während von den anderen Tischen Lachen und Stimmgewirr zu hören ist. Ich denke, ich bin verrückt, weil doch so viele andere den Krieg vergessen können. Aber die Wahrheit ist wohl, daß niemand verrückt ist, nicht der amerikanische Präsident und nicht ich und die schweigende Mehrheit auch nicht. Wir alle tun etwas Vernünftiges, in der Logik unserer Geschichte und unseres Interesses jedenfalls, mit dem einzigen Unterschied, daß unter diesen Logiken vielleicht nur eine ist, die nicht den Tod bedeutet.

Ich weiß, wer meinen Tod mitverschuldet, ich sehe sie deutlich vor mir, die Menschen, die niemals Zweifel haben. Ich traf sie in diesem Herbst feindlicher als jemals zuvor, wenn ich früh morgens vor dem Bilker Bahnhof die blauen Flugblätter mit der weißen Taube verteilte.

Sie gingen schnell an mir vorbei, sie hatten einen Tag in den Büroetagen vor sich und vermuteten zurecht, ich hätte einen besseren Tag vor mir. Aber das ist nicht der Grund, warum sie die Hände in den Manteltaschen ließen, warum sie über mich hinwegsaßen, zu dumpf selbst, um auf mich böse zu sein.

Ich überfordere sie. Daß es abwärts geht, wissen sie selbst, dafür brauchen sie mich nicht. Alle Sicherheiten, die man ihnen angeboten hat, alle Eigentumswohnungen und vermögenswirksamen Leistungen werden sie nicht schützen. Alle Tröstungen, alle Digitalaufnahmen und Abenteuerurlaube, mit denen sie ihren Alltag aushalten sollen, trösten nicht mehr, was will ich ihnen noch vom Krieg erzählen? Ich habe ihnen kein Angebot zu machen. Ich kann ihnen nicht versprechen, daß sie den Krieg verhindern, wenn sie seine Gefahr erkennen. Ich kann nur Unsicherheit verbreiten, und davon gibt es derzeit schon genug. Ich stehe da mit meiner wetterfesten Kleidung und biete eine Kultur an, mit der sie sich nicht sehen lassen können. Sie hören vielleicht daheim BAP und spenden manchmal für die dritte Welt. Sie gehören wahrscheinlich zur stillhaltenden Mehrheit dieser ängstlichen Menschen, die gegen Raketen und Nachrüstung genauso ist wie gegen Steuererhöhungen und Streiks. Sie haben ihren geraden Weg gehabt, sie waren immer nützlich, sie durften, was ich nicht durfte: den Beruf ausüben, den sie gelernt hatten. Nun sind sie geworden, was ich geworden bin: hilflos, aber sie wollen es noch nicht wahrhaben.

Ein erstaunlicher Mechanismus regelt die Verbreitung meiner Flugblätter. Nimmt ein Vorbeikommender ein Blatt, so fassen die Nachkommen auch Mut, eins zu nehmen, die Sichtkette setzt sich fort, bis einer aufbegehrt, sich verweigert. Dieser erste braucht eine Erklärung vor sich und der

Öffentlichkeit, warum er sich anders verhält als die übrigen, er ruft deshalb vielleicht »Afghanistan« oder den Namen eines anderen Landes, um das er sich sein Lebtage noch nicht gekümmert hat. Aber seine Revolte gegen mich hat Erfolg, die nächsten pressen die Hände ängstlich an den Körper. Sie weisen mich wortlos zurück, und es dauert seine Zeit, bis wieder ein stärkerer Mensch erscheint, der die Kette der Gewohnheit zu durchbrechen wagt. Ich will ihnen meine Flugblätter nicht mehr nachtragen, ich halte sie nur noch starr am ausgestreckten Arm, eine weithin sichtbare Offerte an eine Minderheit. Ich will kein Blatt sinnlos verschenken, ich liebe die Kollegen nicht mehr genug, um auch nur einen einzigen bedruckten Zettel vergeblich ausgeteilt zu haben. Wenn eine Hand nach dem Papier greift, blicke ich auf und sehe in ein gutes Gesicht, das mir Mut machen will. Ich gewinne meine Selbstsicherheit zurück, meine Ignoranz, daß nicht ich es bin, der die Dinge verzerrt, der mit seiner Kriegsangst von einer fixen Idee verfolgt wird, sondern sie, die ruhig ausharren, erliegen dem Wahn, weil sie noch die Positionslampen der niedergehenden Reforger-Jumbos für Lichterketten ihrer Gartenparty halten werden.

Jeder Mensch hat ein Recht auf sinnlose, unbegründete Hoffnungen, wenn sie nur helfen, weiterzuleben, aber was ist mit denen, die nur zu sterben helfen?

Auch wir, die Friedensaktivisten, hatten sinnlose, unbegründete Hoffnungen. Wir verarbeiteten unsere Angst im Tun des Rechten, wir faßten uns an den Händen und sangen We shall over-ca-ha-ham. Wir duldeten alle Mystifikationen des Unglücks, für die viele so dankbar waren. Wir gingen die Kompromisse ein, denen zufolge hinter der Rüstung ein Wahnsinn, hinter der Bedrohung kein klares System, sondern ein Schicksal und hinter dem Unerträglichen nur das Unabänderliche zu finden sei.

Manche von den Klügeren finden das lustig, manche finden es beklemmend, und können doch nicht sagen, welche andere Wahl wir gehabt hätten. Und manche hatten es längst atmosphärisch begriffen, daß es Zeit war, sich von der Bewegung zu verabschieden, noch bevor wir vergeblich versuchten, uns von Duisburg nach Hasselbach in einer Reihe aufzustellen. Der Frieden ist jetzt bieder, langweilig und obsolet geworden. Die Intellektuellen, die diese Niederlage sowenig teilen wollen wie die Büromenschen vor dem Bilker Bahnhof, bleiben mit anderen Gründen zu Hause. Sie sagen nicht »Es kommt gar kein Krieg« oder »Alles Panikmache« — sie sagen das zumindest in der Bundesrepublik noch nicht so oft — sie sagen: »Die Kampfformen sind lächerlich«, und obwohl sie recht haben, ist dies vielleicht die lächerlichste Begründung, sich aus einem Kampf zu verabschieden.

Die dringendste, notwendigste Bewegung der Gegenwart im Abschwung — was liegt näher, als die Massen zu verachten, die nicht einmal angesichts einer durch menschliche Vorstellungskraft kaum krasser auszumalenden Bedrohung veranlaßt werden konnten, die Theorie zur materiellen Gewalt werden zu lassen? Die Kopfarbeiter dürfen wählen: Sie können die Einsichten aufgeben, die sie veröffentlicht haben, solange es dafür Zustimmung gab. Runter von dem Polittrip, Peaceniks sind aus der Mode gekommen, warum über den Weltuntergang reden, wenn man ihn doch nicht verhindern kann? Oder sie können beharrlich bleiben, unbelehrbar durch Mehr-

heitsmeinung, radikaler werdend durch den Zorn auf ihre störrische Umwelt. Das scheint wie eine Wahl zwischen Mehrheit und Wahrheit, und daher bleibt es nicht aus, daß von der Rolle der Massen in der Geschichte bisher geredet wird als in den Jahren zuvor, wo sich unser Traum erfüllte, endlich einmal versöhnt zu sein mit einer Mehrheit, die zumindest nichts dagegen hatte, daß wir gegen die Raketen kämpften.

Damals hat es uns nicht gestört, daß die Massenbewegung ihren Preis kostete, damals ertrugen wir es, daß nur noch gesagt werden durfte, was die Mehrheit auch sofort verstand. Da erreichte Ina Deter mehr als alle Theorien. Und dennoch: Wer den beharrlichen Rest dieser Bewegung im Herbstregen stehen läßt als harmlose Menschen, deren Stunde verpaßt ist, der muß mir erklären, daß sein gut getimeter Ausstieg mehr beendet als konjunkturelles Mitläufertum, und der muß mir sagen können: Wie hätten wir es anders machen können? In den süffisanten Verrissen der Friedenskultur erkenne ich meinen eigenen Haß wieder, und dieser Haß richtet sich schwankend bald gegen die eiligen Sozialpartner, die sich an die Stirn tippen, wenn sie beim Samstagseinkauf von einer aus Demonstranten, Seidenschals und Regenschirmen geknüpften Menschenkette aufgehalten werden, und bald gegen uns selbst, gegen eine abstrakte Mehrheit der Friedensbewegung, von der ich mich zu infantilen Aktionen gezwungen fühle. Doch über die Gründe dieses Hasses will ich mich nicht belügen. Die Verzweiflung, recht zu haben, aber machtlos zu bleiben, verlangt ein greifbares Ziel der Aggressionen, wo die mächtigen Gegner unerreichbar bleiben.

Erträgt sich die Machtlosigkeit besser in zynischer Distanz? Die Gemeinschaft der neutralen Spiegelleser steht allen offen, die sich kritisches Bewußtsein mit jederzeitigem Rückgaberecht erhalten wollen. Aber wie lange reicht die Genugtuung, von Anfang an gewußt zu haben, daß manche Friedensfreunde zu naiv waren? Vielleicht kommen wir doch nicht drum herum, wieder mit ungebetenen Flugblättern fremden Leuten nachzulaufen, auch wenn noch viel überlegt werden muß, damit die neuen Flugblätter mehr erreichen als die alten. Der Seelenfrieden ist der einzige Frieden, der preiswerter zu haben wäre.

Zehn Jahre, um bei guten Ratschlägen, mit denen mir meine politischen Freunde in den Ohren lagen, wegzuhören. Weghören bei Freundesstimmen: das kostet Kraft.

Irmtraud Morgner, Weimarer Beiträge 9/84

Karl Pawek

Was ist an Zeus so lächerlich?

Wer an Christus glaubt, dem bezeugen sogar Atheisten und weltliche Spötter ihren Respekt. Auch die Anhänger Mohammeds und Buddhas dürfen Toleranz erwarten bei uns, schließlich haben wir Meinungsbildner alle unseren Lessing gelesen in der Schule. Kaum jemand wird die intellektuelle und emotionale Potenz eines Gesprächspartners anzweifeln, nur weil dieser sich als Gläubiger zu erkennen gibt. Es sei denn, er beruft sich auf Zeus oder gar Venus.

Was aber ist an Zeus so lächerlich? Seine Bedeutung war für viele Menschen nicht geringer als die unseres christlichen Gottvaters. Auch er wurde angefleht, auch ihm wurde inbrünstig gehuldigt, auch er machte Angst und ließ Hoffnung. Und dennoch schützt die Glaubensfreiheit diesen Zeus nicht vor Spott und zweideutigen Anspielungen. Zu deutlich begreifen wir ihn als eine historische Fiktion, als Produkt vergangener Produktions- und Bewußtseinsverhältnisse. Wer da heute noch an ihn glaubt, muß ein Spaßvogel oder verrückt sein. Wird man über die Christen eines Tages anders sprechen?

Die Religiosität der Menschen reicht zurück in die Frühzeit ihrer Geschichte. Alle bedeutenden religiösen Feste aller Religionen (und viele politische Feiertage) überlagern nur uralte Sonnwend-, Fruchtbarkeits-, Saat- und Erntefeste. Weniger die Glaubenslehre als der bäuerliche Kalender strukturieren das christliche Kirchenjahr. Zu Weihnachten feiern wir seit nunmehr 16 Jahrhunderten nicht nur die Geburt Christi, sondern auch den Beginn des neuen Jahreszyklus, wie es schon die Römer taten, die am 25. Dezember ihrem Sonnengott huldigten. Gewiß nicht zufällig legte 325 das Konzil von Nizäa Ostern auf den ersten Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond. Die magische Zahl sieben bestimmt den Wochenabstand des Pfingstfestes. Und ist es nur Ausdruck einer krankhaften Phantasie, im christlichen Abendmahl Elemente des kultischen Kannibalismus zu erkennen? Menschen haben Menschen gegessen, um sich deren Kraft, deren Fähigkeiten anzueignen. Nichts anderes sucht der Katholik in der Kommunion, nichts anderes bot Christus an, als er seine Jünger aufforderte: »Nehmet hin und esset, das ist Mein Leib für Euch« und »Dieser Kelch ist der Neue Bund in Meinem Blute«.

Wie wir als Kinder hinter Unverständlichem, Unerklärbarem geheimnisvolle Wesen als Verursacher vermuteten, unsere Welt voller Gnome und Feen und Zauberer war, vermuteten die Menschen in den Anfängen ihrer kurzen, der frühen Kindheit vergleichbaren Geschichte hinter den unerklärlichen Erscheinungsformen der Natur das Wirken der Götter. Mit dem Anwachsen ihres Wissens ging die Zahl der Götter zurück. Die Götter mußten der Erkenntnis, der Kult der Naturbeherrschung weichen. Wenn der urzeitliche Jäger sich ein Abbild des Wildes formte in einer Zeichnung oder aus Ton in der Hoffnung, auch über das lebende, so dringend benötigte

Tier verfügen zu können, so handelte er durchaus auch vernünftig. Denn tatsächlich war aus Gründen, die uns Jahrtausende später die Psychologie erschloß, jener, der sich mittels Zeichnungen oder Statuen konzentrierte, erfolgreicher als sein Nachbar, der auf gut Glück jagte. Solche Erfolge stehen am Anfang jeden Kultes, und zweifelhaft ist es, ob es heute noch ein Christentum gäbe, wenn nicht ein römischer Kaiser des 4. Jahrhunderts im Zeichen des Kreuzes seine machtpolitischen Ziele hätte durchsetzen können.

Die Wirkung der Magie, des Jagdzaubers, des Totemismus lassen freilich nach, sobald sie Gemeingut geworden sind. Der Kult verselbständigt sich und gerät in Vergessenheit, während sich die Naturbeherrschung z.B. durch die Entwicklung der Waffen- und Jagdtechnik verbessert. Das neue, härtere, schnellere Instrument des Jägers und seine von den Vorfahren gesammelten und weitergegebenen Erfahrungen erwiesen sich als effektiver.

Theoretisches Denken und Religion sind zwei sich ergänzende Mittel der Aneignung, Beherrschung von Natur, wobei Religion die gedankliche Überschreitung jener Erkenntnisstrahlen ist, »die die jeweiligen Produktions- und Lebensbedingungen dem objektiven Erfassen der tatsächlichen Zusammenhänge der Natur und besonders der Gesellschaft entgegensetzen« (Werner Schuffenhauer). Dabei spiegeln die Formen der Religion (Naturgötterglaube, personale Gottesvorstellung etc.) die Produktions- und damit auch Herrschaftsverhältnisse wider. Erst das Privateigentum verlangte nach einer Hierarchie der Götter, und schon Engels wußte: »... einen einzigen Gott hätte es nie gegeben, wenn es nicht auch einen einzigen Kaiser gegeben hätte, und der eine Gott ist nur eine Kopie des einen östlichen Despoten«. So spannend es aber auch sein mag, Religionen bis auf ihre winzigsten Detailerscheinungen historisch zu erklären und damit ihrer jeweils »ewigen« Gültigkeit zu berauben, so unzulänglich wäre dieses Verfahren. Denn nur ihre Formen — z.B. das Christentum als Religion der unterdrückten und ausgebeuteten Massen des römischen Imperiums mit seiner Demutslehre und Jenseitshoffnung — sind historisch, ihr Wesen aber entspringt einem sehr viel existentiellerem Bedürfnis des Menschen.

Es ist der Tod, der ihn zum Glauben verführt. Bereits unsere primitiven Vorfahren, lange bevor sie sich Götterbilder schufen, müssen das Sterben der Gruppenmitglieder als schmerzlichen Verlust empfunden haben. Plötzlich war ein vertrauter Mensch nicht mehr unter ihnen und war körperlich doch anwesend. Unzählige Erinnerungen, Erfahrungen verbanden sich mit seinem Erscheinungsbild. Das gemeinsam gelebte Leben verbot es, die Leiche einfach zu verscharren, denn auch der leblose Körper war nicht ganz tot. Zumindest im Bewußtsein der Überlebenden lebte er weiter, denn nichts fällt dem Menschen schwerer, als die Endlichkeit seiner Existenz zu begreifen. Also durfte der Tote nur fortgegangen sein in eine andere, unbekannte Welt.

Mit rührender Naivität gab man ihm Nahrung und Waffen, später — nach der Herausbildung des Privateigentums — auch Statuszeichen mit auf seine Reise. Diese Grabbeigaben waren keine Symbole, sondern Gebrauchsgegenstände, deren Nützlichkeit niemand anzweifelte.

Aus dem Gegensatz zwischen dem als absolut, als zeitlos empfundenen

Bewußtsein (das erst seit jüngster Zeit als historisches erfahren werden kann) und der Erfahrung körperlicher Endlichkeit entstand der Glaube an ein Jenseits. Es handelt sich bei diesem Glauben also — wie bei allen Religionen — um eine Notlüge zum Selbstbetrug.

Der Glaube an das Jenseits wuchs, je komplizierter die Verhältnisse des irdischen Lebens wurden. Die fortschreitende Entwicklung der Produktivkräfte ermöglichte ein Nachdenken des Menschen über sich selbst. Dabei machte er schreckliche Erfahrungen der Unvollkommenheit. Aber nicht nur für die Sklaven war die Erde ein Jammertal, das nur im Opiumrausch zu ertragen war. Zwar stimmt Max Webers Beobachtung, daß Religion und Moral bei den herrschenden Schichten nur eine äußerst geringe Wirkung haben. So sehr sie die Nutznießer der systemstabilisierenden Funktionen von Religionen waren und sind, so wenig kümmern sie deren Gebote, was freilich nicht verwunderlich ist. Denn nicht ihnen galt das Keuschheitsgebot, die Unauflöslichkeit der Ehe, das Betrugs- und Diebstahlsverbot. Nicht sie, nur das Volk sollte ruhig gehalten, seiner Kraft, seiner Widerstandspotenz beraubt werden. Gewiß, leichter kommt ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich. Aber das hat Christus gesagt, und dieser Christus ist schon lange tot und kann sich nicht mehr wehren gegen die Verfälschung seiner Lehre durch die Kirchenväter.

Doch die Religionserklärung durch Marx und Engels, wonach der religiösen Selbstentfremdung des Menschen eine wirkliche Entfremdung seines Wesens zugrunde liegt, die durch das Joch der Ausbeutung hervorgerufen wird, greift zu kurz. Und schon gar nicht kann Religion nur als »Verschwörung« verstanden werden (»Religion als ideologisches Mittel, um die Werktätigen der kapitalistischen Länder von der Erkenntnis ihrer wahren Interessen abzuhalten«), wie es gelegentlich im realen Sozialismus geschieht. Derartige Interpretationen zielen nur gegen Religionspraktiken und treffen nicht das Wesen von Religion.

Jedem Leben haftet um so mehr Sinnlosigkeit an, je bewußtloser es gelebt wird. Die Zeit erweist sich als der vielleicht ärgste Feind des Menschen, die Undurchschaubarkeit vieler Verhältnisse ist seine traurigste Erfahrung. So kam im Prozess der Menschwerdung zum Verlust des vertrauten Anderen die unerträgliche Erkenntnis der eigenen Endlichkeit hinzu. Die Sehnsucht des versklavten wie des versklavenden Menschen nach Schmerzlosigkeit, nach Glück, nach Harmonie schuf sich ein göttliches Reich. Keine Anzeichen belegten seine Existenz, aber der Phantasie der Menschen genügte noch die unwahrscheinlichste Möglichkeit, an dieses Jenseits zu glauben. Als der Verfall toter Menschenleiber nicht mehr zu leugnen war, als naturwissenschaftliche Erkenntnis die Vorstellung einer körperlichen Reise in das Jenseits unmöglich machte, waren die frühen Christen dankbar bereit, an die verwegene Idee einer endzeitlichen Auferstehung von den Toten zu glauben.

Auch dieser Glaube leidet inzwischen unter der Rücksichtslosigkeit menschlichen Forschens. Daher ist es nur ebenso konsequent wie vergeblich, wenn sich Religionsverwalter zu allen Zeiten und überall bemüht haben, die Entwicklung natur- und gesellschaftlichen Wissens zu behindern, denn Wissen macht frei, nicht zuletzt frei vom Glauben. Doch längst noch nicht reicht menschliches Wissen (ganz zu schweigen von seiner Verbrei-

tung) aus, dem Menschen ein menschliches, nicht mehr göttliches Selbstwertgefühl zu vermitteln. So richtig es auch ist, religiöse Formen als Ausdruck der Klassenverhältnisse zu erklären, so wird diese Interpretation noch sehr, sehr lange nicht ausreichen. Der Sozialismus ist noch nicht die Befreiung von religiöser oder pseudoreligiöser Abhängigkeit, nur deren Voraussetzung. Erst lange nach der Überwindung der Klassenverhältnisse, die Unterdrücker wie Unterdrückte ohnmächtig machen, werden wir Menschen begreifen können, daß wir tatsächlich unsterblich sind. Körperlich zerfallen wir zu Staub, doch unsere Handlungen, und seien sie nur die geringsten Gesten oder Verrichtungen, machen uns zu einem Teil der Geschichte, zu einem Teil der Voraussetzung künftigen Lebens und somit unsterblich. Dieses ewige Leben als ewiges Wirken ist nicht großartig, und aus der Distanz von Epochen mag sich die Leistung eines Herrschers, eines genialen Erfinders nicht mehr von der des ärmsten Bauern unterscheiden lassen, aber beider Leistung währt in winzigen Spuren.

Nur wenn wir unsere Gewöhnlichkeit, unsere Winzigkeit begreifen, akzeptieren und nicht der eitlen Hoffnung einer übernatürlichen Besonderheit anhängen, können wir unsere Größe, unsere Schönheit, unsere Kraft erkennen. Nur wenn wir uns bewußt werden, daß wir hochkomplizierte Materie, aber eben doch nur Materie sind, nur wenn wir uns bescheiden in die Natur, deren Teil wir sind, wieder einordnen, statt im Wahn der Auserwähltheit zu verharren, erfahren wir unsere Herrlichkeit.

Die größte Hemmung des Menschen, über sich selbst nachzudenken, beruht auf der Angst, sich zu bewerten. Lieber zittern wir vor Furcht, werden verrückt in der Liebe und krank vor Eifersucht, leiden unter Schwächen und verletzen ungewollt andere, als daß wir uns eingestehen würden: Wir denken, handeln und fühlen gesetzmäßig. Um sich die Illusion der Freiheit, der Freiwilligkeit zu bewahren, um sich über die Natur, die Materie erheben zu können, nehmen Idealisten unendlich viel Leid auf sich. Lieber begehen Menschen Selbstmord (und das Leben der meisten Menschen ist ein lebenslänglicher Selbstmord unter Beihilfe von Eltern, Lehrern und Funktionären), als daß wir uns mit unserer Bedingtheit (was nicht heißt: mit der Fortdauer bedingter Verhältnisse) abfinden. So liegt die Absurdität des Selbstmordes gerade in der aberwitzigen Entscheidung, aus scheinbar freiem Willen die eigene Existenz zu beenden. Der Preis dieser Freiheit von den als unveränderlich verinnerlichten Bedingungen ist immer der Tod. Materie, die sich über ihre eigenen Bedingungen hinwegtäuschen will, muß scheitern, verfallen. Und weil der Mensch dies ahnt, aber nicht wissen will, braucht er das himmlische oder irdische Paradies als erbärmliche Hoffnung.

Es hat nicht viele Versuche gegeben, Religionen abzuschaffen, ohne sie sogleich durch eine neue zu ersetzen. Die Vergeblichkeit dieser Versuche sollte noch den oberflächlichsten Denker von ihrer Wiederholung abhalten. Der surrealistische Kleinbürger Breton glaubte, es würde genügen, ein Kreuz an der Kette des Spülkastens seines Klos zu befestigen, um so das Christentum auszulöschen. Revolutionäre glaubten an die religionsüberwindende Kraft von Dekreten. Und Funktionäre wundern sich über das Anwachsen einer überwunden geglaubten Religiosität von Jugendlichen auch dort, wo die Ausbeutung abgeschafft ist. Alle zusammen verwechseln

religiöse Formen mit dem frühmenschlichen Bedürfnis nach dem Glauben an einen Sinn des unerklärbaren Seins.

Selbstverständlich muß das reaktionäre Handeln der meisten Religionsvertreter politisch bekämpft werden. Und niemals vergessen werden darf, daß auch revolutionäre Christen eine Revolution nicht vorantreiben können bis zur tatsächlichen Befreiung des Menschen. Nur unter besonderen Bedingungen kann Theologie kurzfristig - z.B. die aktuelle Theologie der Befreiung - fortschrittlich wirken. Doch alsbald muß sich Religion immer als reaktionär erweisen. Hierin teilt sie das Schicksal der Macht.

Religiosität kann man nicht verbieten, nur überflüssig machen durch die Befähigung des Menschen zur Selbstbestimmung. Unter diesem Aspekt müssen die religiösen Verhältnisse in vielen sozialistischen Staaten jeden Linken irritieren.

Militärkapelle

Jetzt aber, mit klingendem Spiel, hinaus! Die Posaunen werden zum Jüngsten Gericht geblasen. Dann, kurz vor Jericho, die Trompeten. Jeder Militärmusiker, der auf sich hält, hat einen Backstein von Jerichos Mauer im Tornister. Wir spielen vom Blatt. Der Tod hat eine besondere Note. Sie ist schwarz. Die Klarinette! Wo bleibt die Klarinette? Wo denn, ja wo denn? Kein Mensch lebt ohne Odem. Drei, vier, ein Lied. Die Toten singen mit. Morgen, wenn wir wieder genügend Trommelfelle haben, hauen wir wieder auf die Pauke. Das Saxophon, das Saxophon, das kam bei Woronesch davon. Ohne Generalpaß geht es nicht! Jawohl, Herr Hauptmann!

Alles antreten! Kakophonien in Reih und Glied, bitt ich mir aus. Vorspiel, Nachspiel, Endspiel, Kriegsverbrecherprozeß. Mit Musik geht alles besser. Die Flugzeuge werfen Ohrwürmer über der feindlichen Bevölkerung ab. Dann sind wir dran. Macht mir den rechten Flügel stark. Zur Entlastung stehen Pianofortes bereit. Deserteure hängen erfahrungsgemäß an ihren Gitarren. Danach andere Saiten aufziehen! Wenn der erste Geiger wahnsinnig geworden ist, wird er vom zweiten Geiger ersetzt. Wir spielen doch hier keinen Trauermarsch, das verbietet der Ernst der Lage. Was Komisches bitt ich mir aus. Waisen sind auch Kinder. Witwen sind auch Frauen. Soldaten sind auch musikalisch. Jetzt aber, mit klingendem Spiel, hinaus!

P.M.

Peter Schütze

... denn ein Göttertisch ist die Erde ...

Nachdenken über einen neuen Umgang mit Friedrich Nietzsche

Ein Werk: widersprüchlich bis zu bellenden Gegensätzen; verstrickt in geistige Kehrtwendungen bis zur harschen Liquidierung früherer Überzeugung und Liebe; zerfasert in tausend Impressionen, philosophische, psychologische Momentauffächerungen. Schwer greifbar als Ganzes. Gescheite, glänzende Analyse; schwangere Phänomenologie; Betrachtung und Kritik, umschlagend in Tatendurst; gemischt mit Wahrsagerei; Selbstkult, Kultdichtung, Prophetie, dreiste Zukunftsmusik eines manisch Selbstherrlichen; einsames Weltumspannen; Hochrecken in bedrohliche Politik — sein Sinn, sein Wert, seine Bedeutung mußten im Bewußtsein der Freunde wie der Feinde extrem changieren. Und —:

Im Fall von Friedrich Nietzsche haben die Wirkung und die Folgen seines Werkes den marxistischen Zugang verstellt. Auch bürgerliche Philosophen taten sich nach dem Zweiten Weltkrieg schwer, Nietzsche herüberzuretten. Die umfangreichen Darstellungen und Würdigungen seiner Philosophie bei Heidegger, Jaspers, Löwith, Kaufmann bekunden, wie notwendig eine Klärung auch hier geworden war.

Doch selbst bei entschiedensten Gegnern des Nationalsozialismus und seiner Ideologie schwankt Nietzsches Bild gewaltig nach beiden Seiten. Während Albert Camus behauptete, die Ungerechtigkeit, die ihm angetan worden sei, sei nie wieder gutzumachen; während Ernst Bloch vermerkte: »...der Faschismus wäre ihm vielleicht Gelächter gewesen und schmerzliche Scham...« —, zog Georg Lukács (im Alterswerk »Die Zerstörung der Vernunft«) das Gegen-Resümee. Für ihn war Nietzsche der Denker, der militant jenen Fort-Schritt vertrat, welcher angesichts der vorhandenen Gegenkraft des sozialistischen Aufbruchs und der materialistischen Dialektik nur noch reaktionär werden konnte: die imperialistische Voranentwicklung. Lukács bezichtigt Nietzsche des »indirekten Apologetentums«, nimmt ihn dann wie ein Staatsanwalt in die Zange, zitiert ihm die Aussagen vor und beweist schließlich, daß er seine Philosophie willentlich, mit bösestem Vorsatz, gemodelt habe, um sie als Waffe gegen den Sozialismus richten zu können. Nietzsche, das ist wahr, hat den Sozialismus gehaßt, den Marxismus nicht gekannt.

Wie erben?

Ich lese bei Friedrich Tomberg: »Es liegt verführerisch nahe, in unserem Geschichtsbewußtsein eine große Säuberung vorzunehmen und die böartigen oder nur dunklen Erscheinungen aus unserem geistigen und kulturellen Erbe auszusondern, damit wir uns umso besseren Gewissens in die Tradition jenes vielberedeten 'anderen' Deutschland stellen können...« (in: *Dialektik* 7, 1983)

Allgemein zu machen, was in der Geschichte der Klassen wenigen zugänglich war, gehört zum marxistischen Kulturbestreben. Entstanden jedoch in geschichts-entscheidender Auseinandersetzung setzt der Marxismus Kritik auch vor jene Entscheidung, die bestimmt, was da verbreitet werden soll; und er widersteht energischer als alle bürgerliche Ideologie — die ihren kräftigen Magen immer wieder unter Beweis stellt — den Keimen der Selbstvernichtung. Doch mit der Aussonderung des Sozialismus-Feindlichen schreibt sich keine Kultur- und Geistesgeschichte; und ein Rühr-mich-nicht-an-Verhalten macht keineswegs immun.

Um seelischen Schaden fernzuhalten, kann man sich natürlich auf die marxistischen Klassiker und die Verlässlichkeit einiger nachgewachsener Gehirne berufen, die den Kampf mit gegnerischen oder Quer-Köpfen für uns ausgetragen haben; durch ihre Analysen bleibt ja der Feind schließlich auch für die Geschichtsschreibung erhalten. Allenfalls ist er unter eine Art Vormundschaft geraten, über die Zeiten hinüber, und hat keine Gelegenheit mehr, sich selber darzustellen...

Ich entsinne mich — heute mit einer gewissen Heiterkeit — eines Kommilitonen, der mich vor Jahren heftig rügte, weil ich mich mit Ernst Mach beschäftigte — obwohl Lenin doch, in »Materialismus und Empirio-kritizismus«, alles Nötige über diesen Philosophen mitgeteilt habe. — 1978 bezweifelte Jost Hermand, ein Professor mit jakobinischer Mütze, daß »die studierende Jugend einen Mann wie Nietzsche überhaupt noch 'braucht'«; denn die Lektüre des »Zarathustra« mache den Jüngling eher arrogant als klug (wobei eingeräumt wird, daß emanzipierte Frauen auf den »Männlichkeitswahn« Nietzsches nicht zu leicht hereinfallen); und Nietzsches Funktion als Lebens-Befreier habe längst Brecht übernommen...

So kann man auch aufräumen. — Nun, in den vergangenen Jahren hat die sozialistische Altjüngferlichkeitsquote stark abgenommen. Besonders zu historischen Gedenk-, Geburts- und Sterbetagen hat man in der DDR verstärkt die Anlässe ergriffen, widersprüchliche Erscheinungen bürgerlicher Geschichte, Kunst und Philosophie tiefer und eingehender auszuloten als bisher. Wilde Ehe mit dem Klassenfeind? Bekenntnis zu Preußen? — Auf den hämischen Kommentar falscher Freunde kann man pfeifen.

Aber der Sozialismus schleppt, nachdem er in der Welt doch eine gewisse Verbreitung erfahren hat, immer noch viele verschlossene und versiegelte Gefäße mit sich herum, um die Luft reinzuhalten und die Kobolde, die drinnen rumoren, nicht herauszulassen. Etikettiert sind diese Gefäße alle. Aber —: In der kritischen Abrechnung treten Erkenntnisse des Kritikers vor das

Werk, das er beschreibt, einstuft, zuordnet. So kann es geschehen, daß gerade das Wertvollste (das Nicht-Kritisierbare eben) als unbrauchbarer Abfall der Bewertung ausgemistet und auf die Müllhalden der Geschichte geschüttet wird. Ein psychologisches Motiv für solches Verfahren und den damit erreichten Feierabend der (Nicht-) Beschäftigung hat Tomberg angegeben. Man wird etwas Unangenehmes los, Erbschaften, die man aus der Genealogie der eigenen Familie verbannt wissen möchte. Man erkennt den peinlichen Vorfahren nicht an und — vererbt dessen Schulden weiter: als eigenes Defizit.

Anfänge. Und: Warum weitermachen?

Das Verhältnis Nietzsches zu den Produktionsverhältnissen seiner Zeit, zu ihrem Klima, zu ihren Aussichten ist marxistisch weitgehend aufgeschlüsselt: dank der Analysen von Georg Lukács, Ernst Bloch und vor allem Hans Heinz Holz (»Die abenteuerliche Rebellion«, 1976). Sonst ist wenig geschehen.

Immerhin, der Panzer sozialistischer Gesundheit und marxistischer Erkenntnisgewißheit, mit dem Lukács die vergifteten Pfeile des gefährlichen Denkers abfängt, ist ein wenig gelüftet. Das Spätwerk »Der Wille zur Macht« ist längst als Klitterung der Schwester, Elisabeth Förster-Nietzsche, erkannt worden und gilt nicht länger als die Essenz des gesamten Schreibens. Die Gesamtausgabe von Colli/Montinari (seit 1967 ff. habhaft) hat der wissenschaftlichen Neugier viel neues Material geschenkt. Mit Ausnahme von Montinari selber, der als Vertreter der PCI in der DDR lebte und dort die Nietzsche-Forschungen verantrieb, waren die Wiederentdecker eines 'anderen' Nietzsche jedoch nicht so sehr die Marxisten, sondern Orientierungssuchende anderer Farben. Voran die französischen Strukturalisten und »Neuen Philosophen«. Dann irgendwie linke Kulturkritiker, die sich bei Nietzsche Schliff und Witz klauen. Angehörige der Frankfurter Schule. Resignierte Zeitgenossen, denen Nietzsche die munkelige Lichtstimmung für die heutige Kulturkrise schafft. Marxmüde Verfechter eines Subjektivismus, der selbst wieder zum Krisensymptom gedanklich zu verkümmern und politisch sich auszubreiten droht. 1983 kam Renate Reschke in einer Umschau von »Tendenzen bürgerlicher Nietzsche-Rezeption« (*Weimarer Beiträge* 7) zu dem Resultat, es müsse »die marxistische Kritik in stärkerem Maße sich nicht nur Nietzschescher Positionen vergewissern«, sondern auch das eigene Nietzsche-Bild neu untersuchen. Weder mit sturer Selbst-Wiederholung noch mit Schweigen ist die laut gewordene »Nietzsche-kontra-Marx«-Debatte aus der Welt zu schaffen.

Das erwachte Interesse selbst deutet auf Bedürfnisse, die ihren Ursprung in unserer kulturellen Situation haben. Zu billig, hier nur von »Moden« zu sprechen. Zu billig auch, den Wende-Geistern intellektuelle Verzagtheit vorzuwerfen. Warum wieder Nietzsche? Fallen wir zeitlich zurück? Selbst dann würde gelten, daß hier jemand, der als abgegolten galt, Unabgegoltenes erweist.

Zwei Probleme bei Lukács

Gehört werden muß bei Nietzsche zuallererst jener Schrei nach Leben, der den Krisen des Neunzehnten Jahrhunderts sich entrang und der in andere Räume noch hallt als bis dorthin, wo »Deutschland erwache!« gebrüllt wurde. Nietzsches Rufe wurden überschrien, erstickt: die Nationalisten knebelten Nietzsche, den Vertreter des europäischen Gedankens; die Antisemiten Nietzsche, den Feind der antisemitischen Idiotie.

Hier gerecht zu sein, reicht Lukács' Technik der Subsumtion Nietzsches unter imperialistische Propaganda nicht aus. Sein politisches Denken wird rundum verdächtigt. Als »Kulturpsychologe, als Ästhetiker und Moralist«, räumt Lukács freilich ein, sei Nietzsche »vielleicht der geistreichste und vielseitigste Exponent« der »Selbsterkenntnis der Dekadenz« gewesen.

Da Lukács sich aber selbst diesseits der »Dekadenz« weiß, also auch ihre Erscheinungen für überwindbar (wenn nicht überwunden) hält, schreibt er sie ins historisch Verweste ab, wo sie noch faulig schimmern, und übergeht jene in Nietzsches Schaffen höchst wesentlichen Bereiche als obsolet. Sie können ihm nur als das Verpuppungsstadium vor der politischen Metamorphose gelten. Die verfeinerte, am Neunzehnten Jahrhundert leidende Intelligenz erscheint dann aufgesogen in die »Verwandlung aller dekadenten Eigenheiten zu Instrumenten einer militanten Verteidigung des Kapitalismus, die Verwandlung der Dekadenten in Aktivisten des — nach innen wie nach außen — aggressiven barbarischen Imperialismus.« Nietzsche wird mit Haut und Haaren eingehängt ins »System« des Antisozialismus, verhöhrt, überführt, verurteilt.

Ich stoße in Lukács' Nietzsche-Deutung insbesondere auf zwei Probleme. Sein Kampf gegen Nietzsches »Subjektivismus« als Dekadenzerscheinung und Krisensymptom läuft Gefahr, vor lauter erkannten objektiven Gesetzmäßigkeiten unterwegs das Subjekt und vor allem den Einzelnen zu verlieren — so, als habe im sozialistischen Humanismus (Philosophie, Theorie, Humanwissenschaft) das Individuum seinen Platz verwirkt. Der Grund für diesen Unfug scheint mir in einer idealistischen Fehlkalkulation mit der (objektiven) Vernunft zu liegen, die der Geschichtsentwicklung teleologisch unterstellt wird. Darunter aber verschwindet gerade jene Thematik, mit der sich Nietzsche aufrührerischer als jeder andere in die Neuzeit gestellt hat: die Frage nach dem menschlichen Verhalten und Charakter.

Das andere Problem führt in den geschichtlichen Raum zurück. Lukács zeigt Nietzsche als einen Menschen, der sich ins Zeitalter hinein abdrückt, einen Verfechter und Mit-Täter des Imperialismus. Ist, in Betrachtung des Werkes, nicht aber mindestens ebenso interessant, *wie das Zeitalter sich in ihm abdrückt?* Diesem Gedanken schenkt Ernst Bloch größere Aufmerksamkeit. Ohne zu leugnen, daß die »blonde Bestie, in dieser Zeit verkündet, ... gar keine Seele haben (konnte) und ... imperialistisch« war, ohne zu bestreiten, welcher Nachkommenschaft Nietzsche verfallen mußte, betrachtet er ihn vor allem als den intellektuellen Bildner, in dessen Vorstellungen die berstende Zeit aufscheint. Stärker ins Blickfeld gerät hier das Wilde, das anarchisch-anarchistische Begehren der Seele, die in der eng und erdrückend wirkenden bürgerlichen Welt ihrer selbst innewird und den Kampf gegen die Lasten der Erziehung, des Traditionalismus, des Historis-

mus, des unlebendig gewordenen Amtlich-Gesellschaftlichen, gegen Religion und Moral, gegen Verkümmern und Kulturzerfall aufnimmt und zwar nicht neue, bessere Gesellschaft, aber die Welt der Triebe, das »lumen naturale« entdeckt, das Tierhafte als Gefahr und Möglichkeit. Die unklaren Kräfte, die allen geradlinigen Geschichtsverlauf hemmen, verwirren, verzerren.

Zeit-Spiegel

Nietzsches Revolte hat anarchistische, ordnung-zerstörende Züge. Gesellschaft und Staat haben sich zwischen Natur und Individuum gestellt und verhindern, daß es von dorthin Kraft für seine Höherentwicklung gewinnt. Die Frei-Setzung des Individuums zum »Leben« war für Nietzsche nur gegen die Geschichte zu denken; ihre Formationen hatten allenfalls instrumentellen Sinn. Verloren sie ihren »Zweck« — das »Leben« —, so war dem Individuum das Recht geworden, sie zu stürzen. Daß eine solche Freisetzung der Tat sich in einem ganz anderen Sinne eben gesellschaftlich vollzog, hat Nietzsche nicht zu überschauen vermocht. Ökonomische Kräfte als Vektoren der Geschichte zu begreifen, war seine Begabung nicht; eher betrachtete er sie, wenn er sie betrachtete, als Erscheinungen des Kulturzerfalls; dieser wiederum wurde nicht als Ausdruck einer bestimmten historischen Etappe verstanden, sondern als Folge des christlich-abendländischen Denkens und das durch dessen Moralität mehr und mehr verbogene und entkräftete Verhalten der Menschen.

Aber es ist der »Anarchismus nicht die Zertrümmerung, sondern das Spiegelbild der bürgerlichen Gesellschaft«, wie Hans Heinz Holz schreibt.

Nietzsches Naturvisionen waren nicht nur Gegenbild; »Morgenröthe« und »Großer Mittag« waren auch Mitvollzug, spiegelnde Begleitung eines zum Naturvorgang sich steigernden gesellschaftlichen Lebenskampfes; die mächtigen Umwälzungen von Naturwissenschaft und Technik, das Wachstum der Industrie, und die Herren: eben nicht Nietzsches Phantasie-Menschen, sondern die Sieger im Kampf um die Produktionskonzentration und ihren Gewinn — sie mußten aus dem Käfig in die Freiheit. Das bürgerliche Tier mußte die Zähne blecken, und Nietzsches Laute kamen ihm, als es zum Sprung ansetzte, eben recht: das gierige Gurren schien geadelt. Da hatte es sich — mit Nietzsche — der Moral entkleidet und forderte, was bei diesem ästhetisch-kulturelle Gegen-Politik, Utopie war, für sich ein: den Übermenschen.

Anders als Marx hat Nietzsche keinen Abstand zur bürgerlichen Welt gefunden; an ihrem Er-Leben ist er zugrundegegangen.

Anders als Lukács beschreibt Hans Heinz Holz am Werk Nietzsches eingehend die Spiegelungen des Jahrhunderts, läßt ihm »Gerechtigkeit« widerfahren. Nietzsches Schicksal beleuchtet er als das eines chronisch »Unzeitgemäßen«, der abseits von der positiv-marxistischen Wende ins Unglück historischen Versagens rennt. Holz erkennt Nietzsches »Größe« an; doch auch er behandelt ihn nur als historisches Paradigma, mehr Opfer zwar als Täter, aber längst, zu Lebzeiten schon, überholt von einem anderen. Überholt durch die marxistische, die befriedigendere Theorie.

Ähnlichkeiten. Und: Was ist im anderen?

Marx, Nietzsche. Beider Entdeckungen verdanken sich dem gleichen gesellschaftlichen Vorgang, dem Prozeß der Kapitalisierung. Beide gaben Antwort auf die Entfremdung der Lebensverhältnisse unter bürgerlichen Bedingungen.

Gemeinsame Ahnen gibt es kaum. Allenfalls Feuerbach. Beide setzten, auf verschiedene Weise, fort, was seit der Aufklärung der Ausgangsort aller Wirklichkeitskritik war: die Religionskritik.

Beide überschritten die Kontemplation als das Reservat der Philosophen. Beide machten aus praktischer Philosophie eine Philosophie der Praxis. Aber Marx objektiviert, Nietzsche subjektiviert. Der »Veränderung« (über die »Interpretation« hinaus) steht hier »Wille« (über die »Vorstellung« hinaus) gegenüber.

Wo Nietzsche über die moralischen Werte in der Geschichte nachsann, hatte Marx längst »Ideologie« gesagt. Beide waren sich bewußt über deren Notwendigkeit, auch fürs Reich der Freiheit. Marx beschritt das Feld der Geschichte, vor dem Nietzsche ekelte. Nietzsche geriet ins Niemandsland der A-Moralität und suchte von dort neuen Anlauf. Qualvoll. Allerdings hatte er da einen guten Platz gewonnen für die Umschau auf alle, die »Moral besitzen«.

Beiden wurden »Wahrheit« und »Erkenntnis« zum Problem; beide versuchten, deren metaphysische Ewigkeitsgestalt zu verschleichen und ihre funktionalen Orte im Handeln der Menschen zu bestimmen. Während Marx aber von einer grundsätzlichen Erkennbarkeit des Wirklichen ausging, folgte Nietzsche hierbei der kantisch-schopenhauerschen Linie: die Welt sei, wie sie ist, nicht erkennbar. Alles menschliche Tun aber erscheint — bei beiden — von Interessen geleitet, und das vermeintlich reine Wahrheitsstreben der Philosophen wird hiervon nicht ausgenommen. Marx freilich ermittelt das jeweilige Interesse in den historisch-gesellschaftlichen Widersprüchen; er formuliert seine Kritik der bürgerlichen Gesellschaft als »politische Ökonomie«, als bestimmte Negation, als die Auflösung der in diesen Verhältnissen wirkenden Gegensätzlichkeit der Kräfte. Hier geht es um Revolution, um die Aufhebung einer gesellschaftlichen Formation in eine nächste, »höhere« insofern, als sie durch ihre Umwälzungen dem Reich der Freiheit einen Schritt näherzukommen scheint. Dieses Reich als das utopisch nur vorstellbare Ziel von Geschichte heißt »Kommunismus«. Aus dem Jenseits der Christen aber ist irdische Zukunft geworden.

Die Selbstaufhebung einer geschichtlichen Formation kann Nietzsche nicht denken. Zwar holt auch er das Transzendente der Religion, die »Hinterwelt«, ins Irdische zurück und denkt wie Marx »materiell«. Aber bei ihm müßte die Menschheit gleich ganz sich selber abschaffen, um seiner Zukunftsvision zu weichen: dem »Über-Menschen«. Seine Überlegungen bleiben im Subjekt haften, im gestaltenden, schöpferischen Tun des Einzelnen, und alle Höherentwicklung kann sich nur für den Einzelnen erfüllen, nicht für die gesellschaftliche Breite. Er geht vom Subjekt aus, von dessen Lebenswünschen, vom Macht-Sinn, welcher Wille heißt. Freiheit ist die Formung des Subjekts durch das Subjekt — möglich durch moral-freie Einwilligung in die Lebensvoraussetzungen. Macht erscheint als Urtrieb zur Le-

bensgestaltung; nicht einmal als intentionale Ausübung von Interesse. Die Metaphysik hat sich ins »Schöpfungertum« zurückgeschlichen; der Schöpfer, der Künstler ist es, der durch sein Tun, seine Intuition, seine in dionysisch-triebhaften Tiefen wurzelnde Bildnerkraft über den historischen Menschen hinausgreift. Nietzsches Zukunftsbild ist nicht politischer, sondern ästhetischer Natur; Selbstvergöttlichung.

Interessen auf Triebe zu beziehen, auf menschliche »Natur«, die wirksam, aber kulturell verschüttet ist; Wahrheit auf lebensnötige Lügen, Moral auf kulturell bedingte Schätzungen — das sind Nietzsches Entdeckungen.

Will man die Denksysteme und Geschichtsentwürfe aneinander messen, so wird Nietzsche hinter Marx den kürzeren ziehen. Aber man hat dann bereits versucht, Nietzsches Fragestellungen an Marx heranzureinigen; sein Wesentliches bleibt unausgeschöpft. Dies ist nicht im Systematischen zu finden, sondern in Zwischenräumen — in den Zwischenräumen seiner eigenen Setzungen sogar. Nietzsche ist nirgendwo »rein«, nicht als Analytiker, nicht als Kritiker, nicht als Apologet und nicht als Prophet; deshalb eröffnet die Einschätzung alles historisch Bedingten, Beschränkten, Funktionalen seines Werkes erst den Zugang zum Substantiellen und erschöpft es nicht. Es befreit uns nur vom Faul-Allgemeinen.

Nietzsche ist der Psychologe des verzerrten Bewußtseins; als solchen hat ihn auch Arnold Hauser (*Sozialgeschichte der Kunst und Literatur*) gewürdigt und neben Marx gestellt, nicht nur hinter ihn. Seine eigentliche, frostig glühende Heimat in entfremdeter Welt ist jene Kreuzung zwischen Wahrnehmung und Schöpfung, deren Mitte Sinnlichkeit heißt. Aber dies Zentrum ist leer bei Nietzsche; besser: übertoll mit ungesättigten Wünschen. In einer Welt voller Bedeutungen, Geltungen, Moralen, Erkenntnissen erkämpfte er sich, ständig Väter und Götter überwindend, die schmalste, eisigste Stelle: die, wo nichts mehr gilt. So entstand übergroße Reizung; Sucht statt begründeter Hoffnung. Der Liquidator der abendländischen Welt und des historischen Menschen wurde ständig vom Reichtum der Welt und des Menschen bedrängt: »Nicht die Welt als Ding an sich, sondern die Welt als Vorstellung (als Irrtum) ist so bedeutungsreich, tief, wundervoll, Glück und Unglück im Schoße tragend...« (*Menschliches, Allzumenschliches*). In den Darstellungen dieses Vorstellung-Bereiches, nicht durch den verkrampften, metaphysischen Willen-Entwurf ist Nietzsche groß.

Subjekt-Objekt

Nietzsches Domäne ist, der eigenen Tat-Anmaßung zum Trotz, die Kontemplation. Der Tat-Gedanke selbst ist metaphysisch. — Ivan Soll hat darauf hingewiesen, daß Nietzsche zwar die kantische Vorstellung vom »Ding an sich« verlassen habe, aber dem Gedanken treu geblieben sei, daß »gewisse Merkmale der Erfahrung wie Raum, Zeit und Kausalität aus dem Subjekt stammen«. Nun, Nietzsche wurde die Erkenntnisfrage selber zweifelhaft; ein zwar unerkennbares, aber immer noch objektiv gedachtes »Ding« mußte aus seinem Denken, das der Lebensgewinnung des Subjekts zugewendet war, ohnehin herausfallen. *Ohnehin* interessieren ihn höchstens die

vom Menschen geschaffenen Bedeutungen, keine vorgegebenen Objekt-Entitäten mehr. Es interessieren ihn wenn, dann die Täuschungen des Subjekts über Objekte, unter dem Blickwinkel, ob sie es hindern, zum Leben vorzustößen. Demgegenüber kann das lebensfähige Subjekt jedoch nur abstrakt, nicht wirklich vorgestellt werden (es sei denn, in den Genie-Exemplaren der Gattung): es ist die Tier-Gott-Einheit. Insofern ja ist bei Nietzsche Leben nicht gleich Natur, nicht biologisches Sich-aus-leben, wie manchmal unterstellt wird. Er schleppt durchaus die alte idealistische Dualität von Natur und Vernunft, von Sachtrieb und Formtrieb mit sich herum; er hat sie nur ins Extreme getrieben und versucht nun, gegen die Geschichte als den Bereich, der nicht durch Fortschritt vermitteln könne, vom Tier zum Gott zu springen. Erst dann setzt Leben sich frei; da aber das Tier/Gott/Subjekt kein Objekt außer dem jeweils von ihm verändert hervorgebrachten mehr kennen kann, da es selbst nur im Verfolg des Willens existiert, nur Wille *ist*, nur als Tun erscheint, das sich mächtig macht, muß Nietzsche die Subjekt-Objekt-Dialektik insgesamt als abendländisch-grammatische Gedankenverdrehung denunzieren und verschwinden lassen. Das »Ich« verliert die Kontur des bestimmten, historischen Wesens; es wird aller Historie, als dem Verhinderer und Unterdrücker des Lebens entgegengesetzt. Die Auflösung des Subjekts in den Willen zur Macht als die gleichsam unpersönliche Lebens-Kraft, der die Geschichte das Mark ausgepreßt habe, ist die Wiederkehr des »Dinges an sich«. Aber als Prädikat an sich. Schopenhauers »*Ding an sich* aber ist allein der *Wille*« ist nur flüssiger geworden. Erlösen wir Nietzsche aus dem ererbten Haus der Gedanken, in dem er sich windet; bleiben wir nun beim Feld der Bedeutungen, beim Konflikt von Sinn und Erlebnis — es ist riesig und unerforscht genug. Genug auch für diese Seiten: zu sehen, wohin uns Nietzsche geleiten könnte. Ich begnüge mich mit Schlaglichtern.

Aufgaben

Um das werden zu können, was wir sind, müssen wir eine Vorstellung davon haben, was uns als Person ausmacht. Die Menschen leben und formen ihr Leben nach Annahmen und Überzeugungen, wie der Mensch beschaffen sei und wie er sich verhalten *solle*. Diese begrifflich oder bildlich ausgeprägten Orientierungen aber müssen nicht unbedingt mit dem übereinstimmen, was sie wirklich sind; oft genug klaffen die als verbindlich angenommenen Maßstäbe und wirkliche Interessen, Wünsche, Verhaltensweisen weit auseinander; oft genug entsteht genormtes Verhalten, das in schreiendem Widerspruch zu eigenen Bedürfnissen, zum eigenen Nutzen, ja sogar zur Lebenserhaltung steht.

Der einzelne entwickelt sich in einer (gesellschaftlichen) Allgemeinheit, und er nimmt, durch deren Konvention und Erziehung, auch die Farben seiner Umgebung, die landläufige Interpretation vom Menschen und geltende Moral an.

Für das philosophische Denken entstehen bei der Betrachtung dieses Zusammenhangs fünf Problemkreise, in denen sich Nietzsches gesamte

Überlegungen bewegen. Die engeren Bahnen der Philosophie werden dabei jedesmal überschritten:

1. Wie sind die geltenden Urteile über den Menschen beschaffen, die ins Bewußtsein des einzelnen gelangen und seine Meinung über sich selbst vorbilden? Philosophie geht über in Kulturkritik: in Religions- (Glaubens-), Erziehungs-, Moral-, Philosophie-, Sprach- und Kunstkritik.
2. Welche Herkunft haben diese Vorstellungen? Der Philosoph muß zum historischen Analytiker werden.
3. Wie ist der Mensch nach seinen Voraussetzungen, Entwicklungsfähigkeiten, Lebensbedürfnissen zu verstehen und darzustellen? Kann man den Menschen als ein »Ganzes« beschreiben? — Philosophie greift hier in biologische und anthropologische Bereiche.
4. Wie verhält der Mensch sich im widersprüchlichen, gegensätzlichen Zusammenhang von Individuum und Allgemeinheit? Wie formt sich sein Handeln? Wie betrügt er sich selber? — Die philosophische Betrachtungsweise wechselt zur psychologischen hinüber.
5. Wie *soll* der Mensch sich verhalten? In welchem Verhältnis sollen Individuum und Allgemeines (Staat, Gemeinschaft) zueinander stehen? Wie ist seine Zukunft? Welche Ansprüche hat der Mensch, will er seine Lebensmöglichkeiten ausschöpfen? — Der Philosoph wird zum Moralpolitiker. Und — er wird zum Künstler, zum Menschen-Schöpfer, der in unbekanntes Gelände vordringt.

Der eigentlich philosophischen Geschäftigkeit bleibt die Revision des Wahrheits- und Erkenntniskonzeptes vorbehalten. Über die Grenze des einzel-menschlichen Lebensbezirkes hinaus scheut Nietzsche sich nicht, zum Mythologen zu werden.

Hier überall hat Nietzsche ungeheure Arbeitsgebiete eröffnet. Kann man behaupten, daß auch nur ein kleines Areal davon wissenschaftlich bestellt ist, oder gar, daß der Stand unserer Lebenserfüllung entsprechende Forschungen und Bemühungen überflüssig macht? Und — Warum soll man auf Nietzsches Vorleistungen verzichten? So klug, zukunftsgezielt, heiter sind wir alle nicht — »meine Herrn Germanen«!

Ich

Die unter bürgerlichen Verhältnissen spürbar gewordene Kluft zwischen kollektiver Verbindlichkeit und menschlicher Lebensqualität, die Deformation durch Entfremdung, der erhöhte Leidensdruck angesichts einer immensen Anhäufung materieller Möglichkeiten, der Gegensatz von Arbeit und Kapital haben das Individuum nicht nur beschädigt — sie haben es auch dazu gebracht, seiner selbst innezuwerden. Die Krankheit hat die Psychologie erzeugt, den Hunger nach Gesundheit. Nicht von ungefähr siedelt Nietzsche die Geburt des »Individuums« (des »Tyranen«) in der Verfallszeit vordem gültiger Sitten an — also in Zeiträumen, in welchen die Verbindlichkeiten schwinden, in denen der Zusammenhalt einer gesellschaftlichen, staatlichen Allgemeinheit fragwürdig und durchlässig wird. Das Individuum *ist* Befreiung vom Fetisch des Allgemeinen, von der altruistischen Unterwerfung unter fremde, vorgegebene Zwecke. Aber steht es da-

mit in einem nie endenwollenden Gegensatz zu ihr? Ist gar das Individuum das A-Soziale schlechthin?

Zumindest kann das moralisch eingepaßte, ent-individualisierte Wesen Mensch zwar sozial funktionieren, aber auch ebensowenig seiner Gattung entsprechen: es entspricht nur einer selbst deformierten Sozietät. Eine Sozietät wiederum, in der die menschliche Gattung sich findet, müßte einer ausreifenden Entwicklung des Individuums Rechnung getragen haben. So aber war das Zeitalter, das Nietzsche vorfand, nicht beschaffen.

Für das falsche, verengte Bild vom Menschen machte Nietzsche die Philosophen verantwortlich, die den Menschen als »cogital« sahen und wünschten, alle Wesenskräfte in Richtung aufs Vernunftwesen zu sublimieren, und die, bei solcher Verdünnung, selbst nicht einmal als »animal« daherschwebten. Nietzsche versuchte dagegen ein ganzheitliches Bild zu entwerfen, auf dem der Geist in den Leib, in ein umfänglich fühlendes, denkendes, triebhaftes, handelndes »Selbst« (»*Zarathustra*«) zurückgeholt erscheint. Daß dieses denkende Triebwesen, dieses »Tier, das versprechen kann«, Gefährlichkeit in sich trägt, die Zügelungen braucht, war klar: »Die Bestie in uns will belogen werden; Moral ist Notlüge, damit wir von ihr nicht zerrissen werden.« (»*Menschliches, Allzumenschliches*« 40). Aber Nietzsche will nun das Lebe-Wesen aus der Fremdbestimmung, aus der es schändenden Instrumentalisierung für staatliche, kirchliche, gesellschaftliche Macht befreien, damit es zu sich selber kommen kann: als ein sinn- und lustbegabtes Kulturwesen, das Beschränkungen, erzwungenen Altruismus, Lustfeindlichkeit abschüttelt: »Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in die letzte Höhe seines Geistes hinauf.« Etc... Das »Ich«, erkannt als die fehlerhafte Interpretation unserer selbst, mit der wir unsern Charakter und unser Schicksal prägen, soll, um frei werden zu können, sich zuallererst zu seinem »Beherrscher« — den Leib — bekennen. Freiheit wird individuell gedacht — »wie die Gesundheit«. Verantwortlichkeit gerät dabei freilich ins Zwielficht; man kann keine Empfindungen versprechen — wohl aber »Handlungen«; man ist für seine Taten nicht verantwortlich — aber Freiheit ist Wille »zur Selbstverantwortung« (»*Götzen-dämmerung*« 38). Nietzsche will keine Untiere freisetzen; der unumschränkte Egoismus, den er verkündet, ist immer zugleich verbunden gedacht mit Bildung, Herzens-Bildung, »Vornehmheit«.

Die Entfesselung von Horden wäre das Gegenteil der individuell-egoistischen Handlungsweise; Nietzsches Haß der Masse wurzelt, glaube ich, gerade in der Furcht vor dem Ausbruch des reinen Triebwesens Mensch als der kollektiven Vernichtung von Kultur. Er konnte sozialistischen Anspruch nicht begreifen — dem Sozialismus aber, denke ich, sollte sein Kultur-Ideal nicht unwillkommen sein.

Nietzsches Kampf gegen das christliche Mitleid, gegen Askese und Selbstverachtung, gegen Unterwerfung und Opferbereitschaft, der Bruch mit scheinbar so menschlichen Tugenden, hat einen ungeheuren humanistischen Sinn: er macht wehrhaft gegen Vergewaltigung und standfest gegen ideologische Verlockungen. Er setzt die vom Einzelnen selbst zu leistende Ausbildung der Persönlichkeit ins Werk, deren Existenz wiederum gesellschaftlich fördernde Rückwirkungen hätte; er sieht, »daß gerade in der möglichst *persönlichen* Rücksicht auch der Nutzen für das Allgemeine am

größten ist...« (»*Menschliches, Allzumenschliches*« 95).

Daß der »individuelle Vorteil« nun historisch allerdings auch der Feind der Allgemeinheit sein kann, in der Gestalt wirtschaftlicher Ausbeutung nämlich, wird von Nietzsche durchaus beobachtet (»...Nein, das Geld: man hat keinen Stand mehr! Man ist 'Individuum'« ... »*Morgenröthe*« 203), aber theoretisch nur in der Gegenwendung erfaßt: was seinen Preis habe, habe keinen Wert; Werte müssen her gegen das »Chi non ha, non é«. (Wer nicht hat, ist nicht). Gerade nicht die Investition in den Ausbeuter ist gemeint, wenn Nietzsche sagt: »Der Zweck des Staates soll nie der Staat, sondern immer der Einzelne sein.« — Um die Ausbildung des egoistischen — sprich: des sinnenfrohen, liebesfähigen Individuums (Liebe wird als »unbefangener Ausdruck des Egoismus« begriffen), des kritikfähigen und vorurteilsfreien, des geistig reichen Menschen geht es, um *seinen Vorteil* — nicht um den Vorteil schlechthin: »gerade das unreife, unentwickelte, rohe Individuum wird ihn auch am rohesten verstehen.«

Das Tor für solche Entfesselung ist für Nietzsche die Kritik der Moral.

Moral

Aber die Vernichtung der traditionellen Werte führt Nietzsche in ein Niemandsland, das schnell mit unerwünschten Truppen besetzt werden konnte. Es entsteht eine tabula rasa; auch Holz weist auf sie hin. Als experimentelles Zwischenstadium ist eine Phase radikaler Skepsis bisweilen notwendig — für jedes Denken, jede Theorie, um sie von sich selbst zu befreien. Nietzsches Absage jedoch gilt dem gesamten Orientierungsvermögen der abendländischen Welt.

Da nun jeder Mensch in Sinngebungen lebt, da die Sinngebung sein Dasein als Mensch prägt, bedeutet radikale Wertkritik die Liquidation des historischen Menschen — freilich nicht als physischen Vorgang. Die Vorstellung aber beginnt den Wert der Wirklichkeit des wirklichen Menschen zu leugnen, von gelegentlichen Genies einmal abgesehen. Dann wehe, jemand hat die physische Gewalt, sich solche Theorie der Ungültigkeit auf dem Felde der Politik untertan zu machen! Der praktische Exekutor wird zum Henker.

Nietzsches Denken erliegt zwischen dem kulturellen Reichtum bisheriger Welt und der Vision neuer Kultur einem Zustand extremer Ungeschütztheit. Werte werden für alles Leben als notwendig anerkannt — aber die »neuen Gesetzestafeln« gelten für die Utopie vom Übermenschen, in dessen blut- und kulturvollere Existenz hinein die Menschheit sich selbst vernichten müßte. Historisch — konkret kann die Vollkommenheits-Konstruktion nur als Monstrum erscheinen.

Was hier als Macht fürchterlich werden kann, spiegelt dort nur die Ohnmacht des Philosophen. Das Gußeisen des Imperialismus mit dem grünschimmernden Filigran und den Schlieren des Jugendstils: Das *ist* Nietzsches profane Urwelt-Nachwelt-Kathedrale, von vertikaler Bizarrerie, aus Grundwasser, Schlammtrümpeln sich reckend ins Wolkenheim eines adlerhaften »Excelsior«. Ach ja, der Einsame wohnte oft in Hotels, aber jedesmal in den billigen. Der Wunsch nach oben hatte auch solche Gründe. —

Die Heiterkeit des Lebens sollte der eigene Lohn sein für die Anstrengung des Philosophen, der die Askese, welcher er als fin-de-siècle-Puritaner anheimgefallen war, haßerfüllt zu überwinden suchte. Für seine Mühe, das lügenhafte Wesen des historischen Daseins entlarvt, den Schleier fortgezogen, die Spinnweben weggewischt zu haben, scheint ihm mitsamt der als Scheinwelt entlarvten Moralität das bisherige Weltgebäude selber zu zerbersten. Es entsteht die Illusion einer gewaltigen Tat dort, wo Worte allein an den Worten und Werten der Welt radiert haben. Der Philosoph der Vernichtung entwirft sich selbst als Schöpfer. Der Schöpfer-Künstler als der Bildner des lebensvollen Scheins wird zum einzig wahren Menschen in geschichtlicher Zeit: der, dessen Täuschungen taugen, weil sie das Leben in die Empfindung bringen.

Aber auch: die Kritik der abendländischen Moral, im wesentlichen aufgebaut auf einer Abrechnung mit dem Christentum und seinen Folgen (zu denen Nietzsche auch Demokratie und Sozialismus zählte wie nachgewachsene Hydra-Köpfe), erlaubt auch den Durchbruch zu einer nicht mehr von ethischen Rücksichten verwässerten Beschreibung menschlichen Treibens. Jenseits von »gut« und »böse« entwickelt Nietzsche — verteilt auf Tausende von Einzelbetrachtungen, Splitter, Aperçus — eine Psychologie des »Um-die-Ecke-sehens«, die den Blick auf die Posen des Welt-Schauspielers Mensch freigibt, auf Wünsche, Absichten, unmerkliche Beweggründe: ein noch immer modernes Motiv-Panoptikum. Hier entfaltet sich die Gabenfülle Nietzsches. Er ist bis heute der machtvollste Kritiker des menschlichen Umgangs und damit des common sense; seine Methoden (z.B. an der Erscheinung das Verhältnis von Ursachen und Folgen zu entwirren) sind unschätzbar für alles Begreifen von Vorurteilen.

Vertikales Denken

Der Individualismus ist nicht undemokratisch, wie Nietzsche selber behauptet. Er würde vielmehr, *allgemein* geworden, jede Teilung in Hirt und Herde, Wolf und Horde vernichten. Daß Allgemeinwerden aber ist das wesentliche Problem, für das wir so wenig wie Nietzsche die wirksamen Strategien kennen: das reale Ende der physischen und ideologisch-psychischen Unterwerfung. Wittern wir etwa »Morgenröte«?

Auch Marx entwarf eine Theorie der Starken und nicht der Schwachen. Marx war nicht »mitleidig«. Dem isolierten Denker Nietzsche aber zeigte sich nur der isolierte Mensch: er selber. Ihm »folgen« konnten nur gleichberechtigte, selbstbewußte Individuen, keine »Schüler«, keine besinnungslosen Leitsatz-Plapperer (vor deren Grausamkeiten auch der Marxismus nicht geschützt ist). Das ist ein Kerngedanke des »*Zarathustra*«, im »*Ecce homo*« unzweideutig wiederholt. Nietzsche dachte vertikal, in der Metaphorik der »Höhe« über dem Einsamen; das Horizontale, die sich bewegend Volks-Breite war ihm abhold. Seine Ethik ist, wie Albert Schweizer ihm vorwarf, noch nicht *sozial*. Doch der Gedanke der Höher-Entwicklung ist auch dem Marxismus vertraut; auch ihm geht es schließlich ums Individuum und seine Freisetzung, als letztes, emphatisches Resultat von »Ökonomie«. Macht und Sieg setzen beide voraus; wenn das vertikale Den-

ken sich dabei selbst auf dem Gipfel der Menschheit sieht (verkörpert im »höchsten Exemplar«), dann setzt das »horizontale« Denken den bestehenden Hierarchien ein zeitliches Ende — aber mit sich in der Vorhut.

Es geht um Inhalt und Ziele menschlicher Macht, nicht um deren Verlösch. Der Realismus bekennt: leider. Aber erst hier fängt wieder die Moral an...

Leben, Kultur

Wir müssen bescheiden sein: Nietzsches Philosophie erhält nur dann ihren Sinn, wenn sie auf die Bildung des Individuellen bezogen bleibt. Gerade dann aber gewinnt sie, im Windschatten der direkt politischen und gesellschaftlich gemeinten Äußerungen, auch sozialen Belang, weit über die Marotten eines intellektuellen Außenseiters hinaus. Wird Nietzsches »Lebens-Entwurf« nicht mehr als gesellschaftlicher Gegenentwurf begriffen (als der er verschwommen, vage, quallig bleibt), dann verliert er auch die Vehemenz einer »Schule für Tyrannen«. Erst dadurch, daß Nietzsche seine Psychologie historischer Menschen in eine ontologische Hochrechnung speist und zum andern sich Freiheit vor dem Grauen der Geschichte verschaffen will, muß er zur Vision eines ganz anderen Menschen greifen, der der Welt fehlt.

Nietzsche weicht nicht in Resignation aus, sondern hält am »Memento vivere!« fest; verständlich aus dem Verlangen, der menschlichen Existenz für ihre begrenzte Zeit Raum und Lust zu geben. Sogar seine Vorstellung von der »ewigen Wiederkehr« gehört in diesen Zusammenhang. Sie meint keinen neuen Auferstehungsmythos; sie verrät nur einen grimmigen Glauben an die Stabilität der Welt — also auch des Leidens, das als Zutat der Lebensbewegungen anerkannt werden muß — hier ist Hans Henny Jahn nicht weit.

»Die Seelen sind so sterblich wie die Leiber. Aber der Knoten von Ursachen kehrt wieder, in den ich verschlungen bin...« (»*Zarathustra*« III)

Sicherlich ist dieser Versuch, mit der Fatalität der Endlichkeit nicht quietistisch, sondern tapfer und heiter fertigzuwerden, nur eine Hilfskonstruktion. Aber wo ist eine weiterführende marxistische Philosophie oder Theorie des Todes, der letzten Dinge, der Krankheit...? — Womit der Mensch sich tagtäglich beschäftigen muß — das ist *seine* Zeit, und keine noch so plausible Entwicklungstheorie der Menschheit erübrigt diesen Umgang mit den Grenzen des Daseins.

Oder sollte das Nachdenken darüber erst wieder fällig werden, wenn die gesellschaftlichen Verhältnisse entwirrt, geordnet sind? Das wäre eine gefährliche Fehlspekulation auf die Objektivität des Geschichtsverlaufes.

Oder erst dann, wenn Schäden sich zu Seuchen auswachsen? Als quasi medizinisches Problem von soundsovielen Sonderfällen? Die Epidemie ist nicht die Abart der Zivilisation, sondern einer ihrer Vorgänge: der Austausch der Kultur mit dem Schmerzhaften der Natur. Weiß man von einer Epidemie des Glücks?

Jeder Mensch *ist* seine eigene Zukunft. Er ist nicht nur seine eigene Nachtseite, das Nicht-mehr-Vorhandensein in einer (vielleicht fröhlicheren)

künftigen Generation. Er muß für sich beanspruchen, was durch das Nicht-Mehr in der Zukunft versperrt bleibt. Hier liegt ein Grund für die Möglichkeit des Fortschritts — dessen Nachtseite wiederum die Loslösung objektiver (technischer, industrieller, ökologischer) Prozesse von der Macht des Individuums ist. Hier liegt ein Grund dafür, daß »Fortschritt« immer fragwürdiger wird. Die Spaltung von Individuum und allgemeiner Entwicklung geht durch das Individuum; aber nur es selbst kann dagegen Lebensbedingungen behaupten, die dann Geltung auch über sein Ende hinaus haben können.

Die Überwindung von Pessimismus und Nihilismus zwingt Nietzsche, die Grausamkeit, die in allen Lebens-Bedingungen haust, anzuerkennen und nicht zugunsten irgendwelcher Idealvorstellungen (»Der Mensch ist gut!«) zu vertuschen. Unter solcher Prämisse sind Kultur- und Gefühlsgeschichte der Menschheit neu zu schreiben; Nietzsche hat recht, wenn er behauptet, daß die »*Kenntnis der Bedingungen der Kultur* die ungeheure Aufgabe der großen Geister des nächsten Jahrhunderts« sei. Das Jahrhundert ist um — und wo ist unsere Kenntnis? Welche Theorie bezieht alles Unlogische, Ungerechte, Eitle, alle Zufälle, Irrtümer und Täuschungen in ihre historische Lehre ein?

Indem Nietzsche auf die Lebens-Bedingungen als auf die Bedingungen von Kultur eingeht, muß er vom »kalten Dämon der Erkenntnis« lassen, der blind ist dafür, daß seine eigene Voraussetzung das widersprüchliche Leben in seiner Bewegung selber ist, daß »die Kultur nur aus dem Leben hervordawachsen und herausblühen kann«. (»*Nutzen und Nachteil...*«)

»Leben« kann kein theoretisch abgedeckter Begriff sein; seine Unbestimmtheit ist nicht wissenschaftlicher Mangel, sondern Mangel der Wissenschaft. »Leben« ist eine Aufgabe für den homo faber. Da Nietzsche aufs lebendige Voran hinauswill, muß er sich vom Festland der theoretischen Gebäude und positiven Wissenschaften abstoßen: aufs Meer der Geschichte menschlicher Empfindungen. Den Durst nach Humanität und neuen Tugenden, die die andere Seite der egoistischen Triebe sind — die »unegoistischen« der Liebesfähigkeit, Gutmütigkeit, Freundlichkeit, Höflichkeit des Herzens statt »Mitleid, Barmherzigkeit, Aufopferung« — löscht er am Schöpferischen der Kunst, vor allem der Musik, als dem Vor-Quell neuer Lebens-Art.

...ein Göttertisch...

Die Voraussetzung für Lebens-Genuß bietet der Reichtum der Erde selbst. Ihre Beschaffenheit ist der Naturgrund für alles Tun und alle Vorstellungen der Menschen, für allen Glauben an kulturelle Möglichkeit und — Heiterkeit: »...denn ein Göttertisch ist die Erde, und zitternd von schöpferischen neuen Worten und Götter-Würfen: —...« (»*Zarathustra*« III)

Nietzsches Werk läßt sich auch als Warnung vor dem gedankenlosen Raubbau der Erde lesen, nicht nur als eine Pädagogik für Diebe und Mörder. — Wir haben heute nicht nur das Problem, eine Welt der Werte ihrer Zweifelhaftheit zu überführen (was wir müssen, wenn wir aus der Geschichte »lernen« wollen), sondern auch, in einer Welt der grundsätzlichen

Wert-Relativität unbemerkt aufkeimende lebensfeindliche Ideologien daran zu hindern, zum Maßstab kollektiven Handelns zu werden. Wir müssen gegen den Kult der Naturwissenschaften, gegen die Medien-Fetische, gegen das Welt-Blockdenken angehen, gegen verdeckte Religionen, die den Herrn geballter Macht die Chance geben könnten, ihre Überzeugung in den letzten blutigen Test umschlagen zu lassen. In einer Welt ohne Lebens-Sinn könnte die »Freiheit« zur gefährlichsten Droge werden, deren Rausch sogar noch die Interessen auslöscht, von denen die modernen Ideologien abhängen.

Nietzsches Fragezeichen: »...lieber den Untergang der Menschheit als den Rückgang der Erkenntnis...« (»*Morgenröthe*«) Und: Laßt uns endlich begreifen, »daß die Welt nicht gut und böse, geschweige denn die beste oder schlechteste ist, und daß die Begriffe »gut« und »böse« nur in Bezug auf den Menschen Sinn haben... der schimpfenden und verherrlichenden Weltbetrachtung müssen wir uns auf jeden Fall entschlagen« (»*Menschliches, Allzumenschliches*« 251).

Daß der Mensch mehr sei als die »Hautkrankheit der Erde« (was noch nicht bewiesen ist) — dafür gibt Nietzsche keine sozialen Strategien vor. Aber er stellt jeden von uns, der fähig ist, seinen Kopf freizumachen, vor die Mit-Verantwortung dafür.

Der common sense rudert wie nie zuvor in Verwirrung und Relativismus; ohne Gegenanstrengung muß der Einzelne dem Zynismus verfallen — oder blindem Glauben. Beides führt zum Untergang der Gesellschaftlichkeit; zu leicht ergibt der überreizte Verstand sich der Faszination von Wegbereitern und Heiligen. Die Lebens-Verblödung kann selbst dann voranschreiten, wenn die Leitfäden des Handelns Dignität haben. — Auch kommunistische Parteiprogramme sind davor nicht gefeit, zur vereisten Sprachmacht oder zum ständig paraten Schlagetot zu werden.

Von Nietzsche zu lernen sind vor allem Methoden, die unerbittliche Aufmerksamkeit bei der Orientierung im konkreten Lebens- und Gesellschaftsraum ermöglichen. Nicht Zugehörigkeiten per se, nicht idiotische Eigenbrötlei, sondern die Entscheidungskompetenz des Einzelnen muß Programm werden.

Nietzsche fordert reife Leser; er verträgt keine Hörigen.

Don't know what I want but I know how to get it.

Sex Pistols

Zehn Jahre Kontingenzt

Zum 22. Deutschen Soziologentag vom 9. bis 12. Oktober in Dortmund

I

Auf diesem Soziologentag hätte ein Jubiläum begangen werden müssen: zehn Jahre einer timiden Soziologie, die seriös und geliebt werden will durch Ausgrenzen wesentlicher Fragen und durch Anklammern an 'tragende' Bürokratien und Verbände.

Es gab einmal einen Soziologentag, 1968 in Frankfurt, auf dem Höhepunkt der damaligen Studentenbewegung und in deren eigenem Drachennest, der zwar nicht wegen seines Programms (auch wenn er die Frage 'Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?' stellte), sondern wegen seines Beiwerks aus der Rolle fiel; auf dem etliche Soziologenkönige durch die 'neuen Wiedertäufer' (E. K. Scheuch) so nachhaltig geprägt wurden, daß sie bis heute wie der Bundeswehrgel verteidigungsbereit und sicherheitsbewußt jeden neuen Gedanken mit allen fachpolitischen Mitteln zu vertreiben trachten.

Nach Frankfurt wagte es die 'Deutsche Gesellschaft für Soziologie' sechs Jahre lang nicht, die eigene Öffentlichkeit herzustellen. Erst 1974 — und hier haben wir unser Jubiläumsdatum — fand in Kassel der nächste Soziologentag statt: unter sozialliberaler Regierung hatte die Soziologie als Politikberatungswissenschaft dermaßen reüssiert, daß eine 'Zwischenbilanz' angezeigt war. Sie mischte mit an führender Stelle: bei den Berichten zur Lage der Nation, in der Politik der 'Lebensqualität', in der ambitiösen 'Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel', beim beginnenden Forschungs- und Aktionsprogramm 'Humanisierung des Arbeitslebens' usw.

Später sollte sich herausstellen, daß

dies nicht der Anfang, sondern schon der Höhepunkt ihrer öffentlichen Wirksamkeit war. Damals in Kassel jedoch schickte man sich an, dem geschäftlichen Erfolg auch die höheren theoretischen Weihen zu geben: durch eine hochgestochene programmatische Diskussion in Gestalt eines 'Theorienvergleichs'. Dieser Versuch eines denkerischen Aufschwungs scheiterte sofort — in diesem Punkt ist die Tristesse der folgenden Soziologentage 1976, 1979, 1980 und 1982 eine Funktion von Kassel geblieben. 1974 mußte der Fachverband auch die sich mehrenden Berufsverbote zur Kenntnis nehmen. Er tat es wenig später mit einer 'Erklärung zu Fragen der Freiheit von Lehre und Forschung' und auf dem Soziologentag 1976 in Bielefeld war sogar eine der größten Veranstaltungen diesem Thema gewidmet. Aktiveres als Appelle, etwa die Sicherung marxistischer Positionen in der fachlichen Infrastruktur oder gar die aktive Unterstützung im Kampf gegen die einzelnen Berufsverbote, geschah jedoch nicht. Die bürgerliche Soziologie schien, wie Thomas Neumann formulierte, ihrer »erbärmlichen Weisheiten des Theorienvergleichs« zufrieden und blind auf dem Weg in ihr Verderben: »Angetreten, die Krise zu beenden, nähert sie sich dem Stadium, wo ihr die Krise ein Ende setzt.«

Aber auch wenn Verbandsoffizielle zehn Jahre lang Denkfaulheit kultivieren, in manchen Köpfen brodelt's noch. Und noch immer dümpelt die Soziologie teils als 'Krisenwissenschaft', teils als 'Problemlösungswissenschaft' vor sich hin; macht sich nützlich; klammert sich an ihre (nicht wenigen) Personalstellen und an einige alternde Stars;

fahndet nach 'Drittmitteln', um ihre Dreißigjährigen wenigstens zeitvertraglich zu versorgen; bewahrt sogar, von rechten Ideologen ermutigt, ein bißchen von ihrer Attitüde als 'Schlüsselwissenschaft'.

Was vor diesem Hintergrund in Dortmund auffiel: es gibt jenseits und vor aller ausformulierten Theorie theoretische Grundströmungen oder auch nur Stimmungen, die bei aller Trivialität unaufgebbare Denkhaltungen über die Zeit zu retten scheinen. Also: daß alles mit allem zusammenhängt, daß man gerade auch für die Lösung von Alltagsproblemen und Organisationsfragen die gesamt- oder gar weltgesellschaftliche Perspektive haben muß, daß die Konstruktion dualistischer Begriffe nicht ausreicht, um zu handlungsorientierenden Strategien zu kommen (daß hier vielmehr, was kaum jemand ausspricht, nur dialektisches Denken hilft).

Jedenfalls ist man allenthalben bereit, in aller Naivität 'allseitig' und 'komplex' zu denken, langfristige Perspektiven, historische Entscheidungschancen, ja 'Utopien', die Erfahrungsmodi der Kunst gar in den soziologischen Alltag hereinzuholen. Oder nach einem Diktum von Scheuch schon über den Bielefelder Soziologentag: Alles geht. Mehr allerdings nicht. Es ist bezeichnend, daß sich in Dortmund diese Stimmung im vielfachen Gebrauch des Begriffs 'Kontingenz' fing, der, in der Systemtheorie zu Stellenwert gelangt, in diesen zehn Jahren immer dann durch die Reflexionen geistert, wenn man ausdrücken will, daß alles zwar so ist wie es ist, daß es aber auch anders hätte werden können (eine Aussage, die nichts kostet) und daß es vielleicht sogar ganz anders werden könnte (eine Aussage, die erheblich mutiger ist, in den Kontingenzbegriff gekleidet aber auch schon wieder entschärft, denn es könnte ja so oder so kommen). Kontingenz: »Die Möglichkeit, daß ein Strukturelement auch anders beschaffen sein

könnte, als es tatsächlich ist. K. bedeutet hier das Zufällige im Gegensatz zum Notwendigen« (Lexikon zur Soziologie).

II

In der Eröffnungsveranstaltung verweigerte Renate Mayntz, designierte Direktorin eines neuen Max-Planck-Instituts für Sozialforschung, in ihrem wissenschaftlichen Referat — trotz der kumpelhaften Begrüßungsworte des Dortmunder Oberbürgermeisters Samtlebe — dem Ruhrpott die Reverenz. Sie hätte ja auf die Möglichkeiten einer 'arbeitnehmerorientierten' Sozialforschung, wozu ist sie renommierter Empirikerin, zu sprechen kommen können. Stattdessen entwarf Frau Mayntz die Perspektive einer durch die neuesten Fortschritte im strukturalistischen und systemtheoretischen Denken angeleiteten Sozialforschung, Politikberatung, öffentlichen Orientierungshilfe. So unerträglich der Jargon war: daß hier die 'makrosoziologische' Sichtweise, das Denken im globalen Horizont von einer wichtigen Vertreterin der empirischen Sozialforschung programmatisch vertreten wurde, ist fachpolitisch bedeutsam und spiegelt die Wirksamkeit der erwähnten 'Stimmungen' wieder.

Fachpolitisch orientierend sollte auch die Veranstaltung 'Die Soziologie und ihre Kritiker' sein. Die sogenannten Anti-Soziologen, welche seit der Inanspruchnahme der Soziologie für sozialliberale Politikberatung gegen die herrschende ideologische Ausrichtung des Faches Sturm liefen — zu ihnen gehörte der verstorbene Helmut Schelsky —, wurden in der Debatte zwischen ihrem derzeit profiliertesten Exponenten, Friedrich H. Tenbruck, und Erwin K. Scheuch, der auf einmal als konsensfähiger Verteidiger der Hauptstromsoziologie auftreten konnte, zum ersten Mal fachpolitisch satisfaktionsfähig gemacht. Und zwar in folgendem Sinne:

Tenbruck und seinesgleichen wurden von der soziologischen Profession in den letzten Jahren vornehmlich als lästige Kritiker, welche die Glaubwürdigkeit des Fachs gegenüber Geldgebern untergruben, wahrgenommen. Nun aber trat Tenbruck, indem er die bewußtseinsbildende Wirkung soziologischer Ideologie betonte und eben deshalb eine Umorientierung der Soziologie zur nationalen Traditionen aufnehmenden, naturwissenschaftlichen Exaktheitsansprüchen abschwörenden 'Wirklichkeitswissenschaft' (Hans Freyer) forderte, in die direkte Konkurrenz um Forschungsmittel. Es gibt inzwischen hochdotierte Denkschriften wie das Gutachten 'Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen' für die Landesregierung von Baden-Württemberg, in denen eine 'wirklichkeitswissenschaftliche' Soziologie zu nichts anderem als zum Ausmalen und Nahebringen von Lebenschancen und Selbstentfaltungsmöglichkeiten innerhalb der bestehenden Verhältnisse (die als historisch konkret und einmalig selbstverständlich nicht auf ihr Veränderungspotential untersucht werden dürfen) dient.

Die Schärfe der Replik des also von oben (geisteswissenschaftlich) und rechts angegriffenen Scheuch war denn auch nicht nur aus seiner ganz anderen soziologischen Praxis begründet. Es sollte offensichtlich auch verhindert werden, daß die geringeren Forschungsmittel von der systemerhaltenden stückwerkelnenden Sozialforschung — ähnlich wie in den USA — in nicht minder teure Think-Tanks einer systemerhaltenden Ideologieproduktion abfließen. Es ging um Geld — das war das relativ Neue — und nicht um Alternativen zur herrschenden Soziologie;

diese bewegt sich schließlich seit langem in diesem Spannungsfeld zwischen begrenzten Rezepturen der empirischen Sozialforschung und dem großen ideologischen Deutungsgestus.

Die Wiederkehr des und der ewig Gleichen auf solchen Podien — und auch das unverbindliche Spiel mit alten Versatzstücken auf anderen 'zentralen' Veranstaltungen machen immer wieder nur eines deutlich: es fehlt an Marxismus in der Soziologie. Vor zehn Jahren konnten wir mit unseren frisch erworbenen marxistischen Grundeinsichten noch mit einigem Recht schmähen, was der Kasseler Soziologentag bot. Dann hatten wir die Hoffnung, gerade auch unter Druck und Eindruck des Kampfes gegen Berufs- und Theorieverbote das kollektive Projekt einer marxistischen Soziologie in der Bundesrepublik ins Leben rufen zu können. In Dortmund schien vieles reif für entwickelte marxistische Antworten. Aber sie konnten nicht kommen. Zum einen waren die verbleibenden, dezimierten Marxisten nicht gerufen, allenfalls Modetheoretiker wie Johannes Berger (längst auf anderen, grüneren Dampfern). Aber selbst wenn man Marxisten, und sei es aus dem westlichen oder östlichen Ausland, geholt hätte: es ist zum anderen aus innermarxistischen Gründen nicht gelungen, mehr als den notdürftigsten Anschluß an das Niveau der Fragenden zu halten. Es fehlen Foren, Infrastrukturen, in denen aus einfachen Klarheiten und Wahrheiten die historische Schwungkraft komplizierter Theoriemotoren und -maschinen entwickelt werden könnte. So gingen wir den verpaßten Gelegenheiten nachtrauernd, aber natürlich nicht resignierend durch das proletarische Dortmund.

H.J. KRYSMANSKI

Es ist nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch sprechen könnte, sondern es soll nur als Warnung gesagt sein, die von einem Abwege zurückruft und aufs Höhere hindeutet.
Goethe

Peter Maiwald

Notizbuch 3

Die Ämter beginnen, die Amtsinhaber niederzulegen.

Manche stellen Fragen, nur um sie zu verhaften.

Der Irrtum des Beseitigens liegt darin, daß wir denken, wir kriegen, was wir beseitigen, los; wir schaffen es uns aber nur zur Seite.

Die kurzen Beine der Lügen geben eine Ahnung von den Stummeln, auf denen die Wahrheit gehen muß.

Was, wenn die Weltanschauung die Welt und die Anschauung zu ersetzen beginnt?

Trost für Neuerer: Auch die Entdeckung des Galilei stand einmal in den Sternen.

Manche Schiffe, wenn sie könnten, würden gern ihre sinkenden Kapitäne verlassen.

Asket: Läßt sich nichts durchgehen, nicht einmal unter die Haut.

Den Schlag ins Wasser erklären: Was denn? Ich stach in See!

Als Ikarus und der Schneider von Ulm zur Erde stürzten, erschlugen sie nicht nur sich, sondern auch ein Stück unserer Kleinlichkeit.

Wette des Sysiphos: Wer sich eher abnutzt, er oder der Stein?

Der Irrtum des Chamäleons: daß die Umwelt seine Farbe annähme.

Im Gedächtnis bleiben

Ich lebe, damit mich keiner vergißt, in meinem Gedächtnis. Da hab ich alles, was mich an mich erinnert, meine Milchzähne, das erste Schulheft, die ausgefallenen Haare und die abgeschnittenen, Vaters Rohrstock und Muters Tränen im Weckglas, Tante Ellis Gebetbuch und das zerdrückte Gras vom Weidengrund, wo unser zweier Bette... kurz: ich halte die Dinge in Ordnung, so daß mir geregelte Arbeit nicht möglich ist. Morgens schon schließ ich die Fenster und Vorhänge, damit mein Gedächtnis nicht schwindet und abends schließ ich die Läden, weil mir das Geschrei der Straße, ich soll endlich aus mir herauskommen, zuwider ist. Ich lebe ganz wohl, obgleich ich zugeben muß, daß ich bald ein größeres Gedächtnis benötige, weil mir so viele Dinge wieder einfallen und ich so langsam nicht mehr weiß, wohin damit.

Im 35. Jahr der Gründung beider deutscher Staaten gab es allerhand Erinnerungen. Weitgehend ausgespart blieb Thomas Mann, der im August 1949 in Frankfurt und Weimar — also vor den Staatengründungen, er zog sich dann auch nach Zürich zurück — seine den einen berühmte, den andern berüchtigte Goethe-Rede hielt, deren politische Gedanken allseitig mißverstanden wurden. Es hat nichts genützt, er wurde zu dem je unsrigen gemacht. Nur wenige hatten ein Interesse an den durch alle Widersprüche hindurch, mit und in ihnen sich bewegenden politischen Vorstellungen des Autors. Von ihm aus gesehen, hat sie nur einer erkannt, Alfred Andersch. Ihm schrieb Thomas Mann am 23. III. 55: »Ihre Analyse meines für so viele Leute enigmatischen und erbitternd widerspruchsvollen politischen Verhaltens ist von einer Klugheit und Feinheit, einer zugleich erheiternden und schmerzlichen Wahrheit und Einsicht, wie ich sie in meinem Leben noch nicht erfahren habe und nicht mehr zu erfahren hoffte. Es lohnt, alt zu werden, um solche Lösungen und Klärungen noch zu erleben. Man wird drüber hinlesen oder es überhaupt nicht lesen, weil einem beim Hören und Schimpfen wohler ist. Aber die Lösung ist eben nun doch in der Welt, ist gegeben und ausgesprochen und wird in der Stille ihre augenöffnende Wirkung tun. Nicht jedem, der ein ärgerliches Leben zu führen hatte, wird das vor dem Tode, dessen Funktion es eigentlich erst zu sein pflegt, schon zuteil.« Im Mai 55 schreibt Thomas Mann an Guido Devescovi: »Der Essay war das psychologisch Richtigste, was speziell über mein Verhältnis zum 'Osten' gesagt worden ist. Erlauben Sie den Hinweis!« Erlauben Sie den Hinweis, wenn nun die Geschichte des Anfangs wieder in Augenschein genommen wird.

Alfred Andersch

Mit den Augen des Westens (Thomas Mann als Politiker)

»Niemand bleibt ganz, der er war, indem er sich erkennt.« (Thomas Mann)

»Ich bin durch Geburt Deutscher; *infolgedessen* bin ich Europäer und gehöre zum Westen.« (Thomas Mann in »L'Express«, Paris, der Zeitschrift des Mendès-France-Kreises, Oktober 1954).

»Thomas, mein Sohn, sei mal so gut«, sprach Johann Buddenbrook und zog sein großes Schlüsselbund aus der Beinkleidtasche. »Im zweiten Keller rechts, das zweite Fach, hinter dem roten Bordeaux, zwei Bouteillen, du?« Und Thomas, der Sohn, wird sich erheben und die Treppen hinabsteigen, in den Keller des Senatorenhauses, in die Tiefen des deutschen Bürgertums, alle Schlüssel in der Hand, — aber er wird mehr heraufbringen als zwei Flaschen »goldgelben, traubensüßen Malvasiers«, der in die kleinen Dessertweingläser fließt, damit Pastor Wunderlich »in angenehmen Wendungen« toasten kann. Nein, was da ins Licht gehoben wird, bietet nicht durchaus

Anlaß zu heiteren Anmerkungen, Causerien einer Tafelrunde, Trinksprüchen.

Doch so jedenfalls ereignet sich Lübeck im Geiste eines jungen Mannes, der über die Ludwigstraße in München flaniert, vor der Littauer'schen Kunsthandlung verweilt, in den Englischen Garten schlendert, um sich, auf einer Bank sitzend, Notizen zu machen. Nach den »Buddenbrooks« und dem »Tonio Kröger« die Dialoge von »Fiorenza«, die Vision des Feuerschwerts über dem Odeonsplatz, das Unbehagen von Grimborg, dies und alles andere in die Lebensluft eines sehr menschlichen Humors gehüllt, so daß man an Fontane denken könnte, wenn man nicht aus jeder Zeile ahnte, daß er sich in den Arbeitspausen auf den Diwan wirft, um Nietzsche und Schopenhauer zu lesen.

Das oeuvre erhebt seinen Verfasser sogleich in die geistige Spitze der Nation. Um die gleiche Zeit hat Gerhart Hauptmann bereits mit dem Abfall von den »Webern« begonnen. Er wird noch einige Jahrzehnte hindurch Haupt- und Nebensächliches dramatisieren, eine deutsche Sondererscheinung, bedeutend, aber ohne die federnde Härte der Kunst. Stefan George hat Baudelaire und Mallarmé nach Deutschland gebracht, eine zu schwere Last für seine Gestalt, die in hieratischer Gebärde erstarrt. Hofmannsthal verschließt sich, um offen zu bleiben — man wird ihn erst später erkennen. Gottfried Benn sondiert das Gelände für die expressionistische Phalanx. Aber man liest: Zola, Dostojewski. Man hört: Ibsen, Strindberg. Und zwei Deutsche: Rilke und Thomas Mann.

Dieser schlägt einen deutschen Atlas auf. Die Mengstraße, die thüringische Residenz, das Münchner »Schönheitsgeschäft«, ausgeleuchtet vom fahlen Schein der Sils-Maria-Lampe, dem europäischen Schicksalslicht — so vollzieht sich ein Ereignis: der deutsche Roman als Welt-Gestalt. (Wenn man gebildet war, wußte man, daß es den »Nachsommer« gab, und den »Grünen Heinrich«. Aber man las das nicht in Paris, London, St. Petersburg, Rom. Es war deutsch. Deutsch hieß: eine skurrile Sonderform, Material für Germanisten. Das änderte sich mit den »Buddenbrooks«.) Das Werk bleibt ein deutscher Kosmos auch weiterhin, trotz der paar Ausländer im »Zauberberg«, trotz der Josefs-Tetralogie. Klaus Heinrich, der kleine Herr Friedemann, Hieronymus, Tonio Kröger, Gustav Aschenbach, Professor Cornelius, Hans Castorp, Joachim Ziemssen, Lotte in Weimar, Serenus Zeitblom, Adrian Leverkühn — ein Zug von deutschen Gestalten, Männern vornehmlich, denn die Damen-Rollen werden gerne mit Slawinnen besetzt: Lisaweta Iwanowna, Clawdia Chauchat. Viele der wichtigsten und schönsten Frauen-Figuren bleiben übrigens am Rande, werden von außen gesehen; Clawdia wird niemals im Selbstgespräch gezeigt. Ein maskulines Werk. Maskulin und deutsch. Deutsch und eine internationale Sensation.

Nietzsche also — aber ergriffen von einem, der aus seinem bürgerlich-konservativen Fond heraus lebt, einem Herrn aus lübischem Patriziat; — keine Minderwertigkeitsgefühle, höchstens tristesse, wie sie zu einem Herrn gehört. Und überdies besteht er eigensinnig auf realistischer Epik. Er ist viel zu gebildet, um nicht zu wissen, daß Realismus und Humor allein Menschen erschaffen. Humane Kunst wird immer realistisch sein, das Epos verlangt nach Psyche und Gesellschaft, der lesende Mensch, alleingelassen

mit dem Roman, empfindet sich wahr nur in ironischer Relativierung. (Oft freilich will er sich nicht wahr haben!) Der junge Herr aus Lübeck pfeift das Nothung-Motiv, während er das Manuskript der »Buddenbrooks« ordnet, aber er kann nicht verhindern — Bildung und innerer Zwang! — daß die Blätter von einer sauberen Analyse bedeckt sind. Kein Blech, sondern eine sehr zart instrumentierte Diktion, ein paar Holzbläser, die Streicher spröde und einheitlich geführt, intimes, rhythmisches Ballspiel der Schlagzeuge. Keine Rede von Wagner, eher Mahler, Mittelsatz der siebenten Symphonie: »Schattenhaft«.

Analytische Literatur, aber durchweht von musikalischen Schauern, konzipiert im Bewußtsein von dem, was geschehen war: im Gespräch zwischen Stawrogin und Schatow, in den Dithyramben eines forcierten Dionysos, in der sterbenden Akkordik der »Götterdämmerung«. Die Form in grandseigneuralem Erzählen scheinbar spielend bewältigt — aber nur, weil er das Werk auf den Hintergrund des gewaltigen Jahrhunderts projiziert, wird es so groß: 1901 »Buddenbrooks«, 1909 »Königliche Hoheit«, 1925 »Der Zauberberg«, 1930 bis 1942 »Josefs-Tetralogie«, 1939 »Lotte in Weimar«, 1947 »Doktor Faustus«, 1951 »Der Erwählte«, und in diesem Jahr, dem neunundsiebzigsten, arbeitet er an der Vollendung des neuen Werks, dem Hochstapler- und Schelmen-Roman von Felix Krull, dessen erster Band sich schon in unseren Händen befindet. Dazwischen die Novellen; einige von ihnen (»Gladus Dei«, »Tonio Kröger«, »Der Tod in Venedig«, »Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln«, »Herr und Hund«, »Unordnung und frühes Leid«, »Mario und der Zauberer«, »Die vertauschten Köpfe«) würden allein schon genügen, ihrem Erzähler in dem kleinen Zirkel der »den Geschmack bestimmenden Genies« Zutritt zu verschaffen.

Ihm genügt das alles nicht. Der Romancier, die ästhetische Existenz, ist sich nicht selbst genug. »Die Literatur werde offiziell, der Literat werde offiziell — das ist die Forderung der politischen Stunde«, schreibt er. Es ist ironisch gemeint, abwehrend, mit der Gereiztheit des Konservativen. »Betrachtung eines Unpolitischen« steht über den Aufsätzen, — dennoch kann er nicht verhindern, daß dies seine politische Stunde ist, seine Offiziosität. In der Maske des »Unpolitischen« tritt der Schriftsteller in die Politik ein. Man schreibt die Jahre 1914 bis 1917. »Dies ist seine Stunde, die Stunde des Zivilisationsliteraten; sie ist da; sie setzt ihn in jene nationalen Rechte ein, deren er bei anderen Völkern längst genießt.«

Ein wahrhaft glänzendes Buch — man wünscht sich, er möge es nie völlig verleugnen. Er enthält alles Rüstzeug für eine deutschaufrührerische Fronde gegen Aufklärung, Pazifismus, Demokratie, Internationalität. Die Wurzeln des europäischen Faschismus werden aufgedeckt, noch ehe sie den Stamm gebildet haben; wenn man die zwei Seiten gelesen hat, die Thomas Mann über Sorel schreibt, kann man sich die Lektüre des ganzen Moeller van den Bruck sparen. Sorel, Dostojewskis Aufsatz »Deutschland, die protestierende Macht«, Nietzsches Metaphysik des Heroischen, alles, was einige Jahre später virulent werden wird, — hier ist es bereits da, ausgesprochen, vorweggenommen. (Ausgetragen wird es freilich erst im »Zauberberg«, in den Gesprächen zwischen Naphta und Settembrini.)

Einzigartige Position, von der aus die Aufsätze geschrieben werden.

Über dem schweren, dunklen Schreibtisch hängt das bewunderte Bild: eine Reproduktion von Böcklins »Heiligem Hain«. Der konservative, aber liberal gebildete Großbürger, gezeichnet vom Stigma des Künstlertums, vollge-sogen mit den Erkenntnissen des europäischen Nihilismus, *schreibt* seinen Waffendienst: die »Betrachtungen«, »Friedrich und die große Koalition«, *formuliert* den deutschen Krieg als *résistance* gegen die französische Revolution. Hintergrund: Verdun. (Ein anderer, später Geborener, liest indes-sen zwischen zwei Feuerpausen im »Tristram Shandy«: der Leutnant Jün-ger. Nur Flachköpfe sehen darin Gegenpositionen.)

Die These lautet: Demokratie und Politik sind identisch. Indem Thomas Mann sich als »Unpolitischer« gegen die Politik wendet, muß er sich gegen die Demokratie wenden. Die Umkehrung ist einfach: im gleichen Augen-blick, in dem er Demokrat werden wird, wird er »Politiker« werden. Aber so weit sind wir noch nicht, noch wird alles ganz negativ gesehen: »Die Poli-tik als Atmosphäre, durchsäuernd alle Lebensluft, so daß sie, mit jedem Atemzug eingesogen, das Hauptelement alles seelischen Aufbaus bildet; die Politik als Verdrängerin der Musik, welche bis dahin den höchsten Rang im gesellschaftlich-künstlerischen Interesse der Nation usurpierte, — als ihre Verdrängerin, sage ich, im Bunde mit der Literatur, welche nicht an-ders, denn als Zwillingschwester der Politik, *wenn nicht als identisch mit ihr*, zu begreifen und im Kampf gegen die Vorherrschaft der Musik ihre na-türliche Verbündete ist; die Politik also zusammen mit der Literatur, sofern diese gesellig, das heißt Rhetorik, Psychologie und Erotik ist, — ein Ge-misch von beidem, literarisch parfümierte Politik, politisch durchwürzte Literatur als nationaler Dunstkreis und Lebensodem: Das ist die Demokra-tie, der amüsante Staat, der Staat für Romanschriftsteller, und wir werden ihn haben!«

In dieser Haltung, das muß man wissen, wird er dann der Offiziöse, wenn nicht der Demokratie, so doch eines amüsanten Staates: der Weimarer Re-publik. Aber in dieser Haltung ist er auch »unpolitischer« Konservativer. Es ist die *Ironie*, Grundleidenschaft des großen Realisten, die hier ihre dia-lektische Rolle spielt. Sie ist es, die relativiert, enthüllt, das Paradoxon freilegt, die Kritik nach allen Richtungen lenkt, im Satz den Gegensatz erahnt. So wird dann im Vorwort und das heißt, am Ende der »Betrachtungen«, die ironische Frage erhoben: »Wäre es so, daß mein Sein und — soweit davon die Rede sein kann — auch mein Wirken durchaus nicht genau meinem Denken und Meinen entspricht, und daß ich selbst mit einem Teil meines Wesens den Fortschritt Deutschlands zu dem, was in diesen Blättern mit ei-nem recht uneigentlichen Namen »Demokratie« genannt wird, zu fördern bestimmt war und bin?« Das »Sein« also setzt er in Gegensatz zum »Mei-nen« und »Denken«, und so vollzieht er die Verwandlung, die dem nur rät-selhaft erscheinen wird, der Ideen als etwas zur Substanz des Menschen Ge-höriges betrachtet. Ideen sind aber nur Attribute dieser Substanz, — sie be-rühren nicht das *Sein*, nach dessen Weise in ihm selbst fragend, Thomas Mann fortfährt: »Und was für ein Teil wäre denn das? Vielleicht das *Litera-rische*? Denn die Literatur — sagen wir nur abermals, was wir wissen! — die Literatur ist demokratisch und zivilisatorisch von Grund aus; richtiger noch: sie ist *dasselbe* wie Demokratie und Zivilisation. Und mein Schrift-stellertum also wäre es, was mich den »Fortschritt« Deutschlands an mei-

nem Teile noch fördern ließe, *indem* ich ihn konservativ bekämpfe?«

Die Anführungsstriche der Ironie bekränzen das Wort »Fortschritt«, und ironisch dient er ihm. Seltsame und geistvolle Dialektik, welche die be-kämpften Begriffe auf eine höhere Ebene rettet, sie dem »Dunstkreis litera-risch parfümierter Politik« entzieht, Demokratie ins Sein Thomas Manns hineinreißt! Der Katalysator des Erlebnisses ist der Rückgriff auf Nietzsche und die späte Musik. Im ironischen Ton der Hingabe an sie verrät sich un-tergründige Wachheit, Fähigkeit zum Rausch *par distance*. Trotzdem — es sind die Untergründe und der Rausch, mit denen er politisch beginnt. »Ich habe es alles in mir«, wird er später sagen. Ein notwendiger Beginn! Was Thomas Mann mit den »Betrachtungen« in den Realismus und in den Kampf um die Demokratie einbringt, ist die *konservative Dimension*, was soviel heißt, wie: den entscheidenden Wert, — entsprechend dem Gesetz, daß etwas nur *lebt*, wenn es die Negation seiner selbst in sich trägt.

Ein Bürger, legitimiert zunächst vor der konservativ-nationalen wie der li-beral-demokratischen Fraktion seiner Klasse, ist er seitdem »mit Geist und Seele ins Politische verstrickt«, tritt er in die Wirklichkeit des Staates ein, der den wahrhaftig mehr amüsanten als tragisch-tapfer angelegten Versuch unternimmt, das Unausgleichbare zum Vergleich zu bringen: der Weimarer Republik. Was dieser Republik tatsächlich einen geschichtlichen Augen-blick lang gelingt, ist: ein Schwebezustand. Die artistische Atmosphäre ist unvergleichlich dicht, wie es im Zustand eines so gefährlich gewagten Pen-delns, in dem noch alle Entscheidungen offen sind und Freiheit möglich ist, nicht anders sein kann. Die symbolistische Lyrik sammelt sich noch einmal in der esoterischen Aussage ihres Spätwerks, — der »Duineser Elegien« vor allem, — indes der Expressionismus endlich ins Bewußtsein tritt und die Kräfte von Bert Brecht und Gottfried Benn entbindet. Dem Tendenzroman (den Realismus als Form benutzend und ihn daher verfälschend) wächst langsam die magische Realität Franz Kafkas entgegen. Freud und Spengler bilden geistige Kontinente, die durch Ozeane des Mißverständnisses ge-trennt scheinen. Während Richard Strauß einige seiner schönsten Opern schreibt, untersucht Arnold Schönberg die »Methode des Komponierens in zwölf Tönen«. Dennoch: die Antinomien begreifen sich im *Tabu*, die Gei-ster treffen sich auf der Höhe der Freiheit. Es ist die große Zeit, in der Rein-hardt das Theater erneuert, das Bauhaus eine Systematik der modernen Kunst konzipiert, Avantgarde und Volk sich beinahe — beinahe! — anein-ander abklären, die Kompaßnadel der europäischen Kultur ihren Pol nicht mehr in Paris, sondern in Berlin sucht. Sogar Staatsmänner gibt es in Deutschland: Rathenau, Stresemann und den schon zu spät kommenden Brüning.

Die eindeutige geistige Vertretung der Republik unternimmt einzig Tho-mas Mann. In einem Strom publizistischer Äußerungen genügt er der »For-derung des Tages«. Ein Dichter, ein Romancier, versucht er, von der Lite-ratur, der Kultur, der Kunst her, das zu leisten, was bei den Völkern des We-stens die politischen Akteure der Geschichte geleistet haben: eine demokra-tische Theorie. Die Arbeit hat ihre großen Stationen, so die Rede »Von deutscher Republik«, gehalten 1930, und die Rede »Appell an die Ver-nunft«, gesprochen im schon tief umdüsterten Jahre 1932. Der Herkunft

des Autors entsprechend, gerät ihm das politische Werk sehr ambivalent; wie in den »Betrachtungen« sich der Konservatismus am liberalen Angriff maß, so taucht nun die Demokratie tief in das Bad der konservativen Ironie. Eine Wache auf verlorenem Posten wird da gehalten, beinahe rührend wirkt dieser Versuch eines Bürgers und Künstlers, der deutschen Elite ein Hamilton und Jefferson des Geistes zugleich sein zu wollen — angesichts einer Nation, deren aktivistische Jugend jedes Wort des Karl Radek auswendig weiß und sich von der Tiefe des Vergleichs zu der Schärfe der Unbedingtheit wendet, in ihrer Unkenntnis echter Soziologie nicht vermutend, daß der Opportunismus der kleinbürgerlichen Massen aus den Formeln der äußersten Konsequenz schon die Schlagworte der billigsten Lösung herauspürt und in Betracht zieht. Die historische Situation rollt ab, wie es ihr vorgeschrieben, und keine humanistische Sisyphus-Arbeit wird daran etwas ändern!

Ist sie darum völlig sinnlos? Allein die Kulturkritik, die das politisch-essayistische Werk Thomas Manns enthält, würde ausreichen, den Kampf um die geistige Grundlegung einer deutschen Demokratie zu rechtfertigen. Aus einer tiefen Kenntnis der Geister, die der »Unpolitische« herbeigerufen, vermag er sie zu bannen. Vielleicht ist das ganze Werk Thomas Manns, ja sein ganzes Leben nichts anderes als eine Auseinandersetzung mit Nietzsches Philosophie, deren Facetten immer von Neuem aufblitzen, »im Lichte unserer Erfahrung«. Er debattiert zwar, ein nordischer Settembrini — aber er debattiert immerhin in der innersten Zelle des Klosters der heiligen Dämonie mit den Auguren der Irrationalität, und wahrhaftig, während er redet, wird das Kloster zum Klub, das Lächeln magistraler Würde zur technischen Gebärde der antihumanen Gewalt, verwandeln sich die Mönche einer atheistischen Metaphysik in Zyniker der Enthemmung. Die »Mauretania« ist rational und psychologisch gestellt — metaphorisch und mythisch wird man sie später, »auf den Marmorklippen«, erkennen. Doch das ist schon ein anderes Kapitel, es handelt von der Zukunft, von der zukünftigen Synthese zwischen Psyche und Mythos, zwischen Ratio und Magie¹ —, es soll damit nur ausgedrückt werden, daß sich einige der wesentlichsten Texte dieser Zukunft in den politischen Schriften Thomas Manns finden. Es wäre an der Zeit, ein zusammenschauendes Lesebuch seiner Kulturkritik herauszugeben, um zu erweisen, daß sich die Perspektiven seiner politischen Bemühung in viel weitere Räume erstrecken, als die Weimarer Republik sie ihm bieten konnte; der Sinn dieser Arbeit wird überhaupt erst heute langsam sichtbar, was wiederum ihrem Urheber Anlaß geben mag, die ihm eigene politische Ungeduld mit dem Temperament der Historie zu vergleichen.

Die Ungeduld hat freilich ihr Gutes — sie macht aus Thomas Mann einen genuinen politischen Publizisten. Was ist, im allgemeinen, ein deutscher Schriftsteller, der da glaubt, politisch votieren zu müssen? Ein aufgestörtes und ratloses Geschöpf, das man dazu mißbraucht, den oder jenen pazifistischen oder zum Soldatentum auffordernden Aufruf zu unterzeichnen, worauf es erschöpft, zugleich eitel und leicht angewidert, und außerdem ein wenig um die Folgen bangend, wieder in die Viskosität seiner dichterischen Existenz zurücksinkt. Im besten Falle werden »Bekenntnisse« abgegeben, in gehobener Sprache natürlich und mit leicht pathetischem Anflug, man hört Glocken läuten in ihnen, und wenn sie gut sind, dann sind sie rührend.

Ungerührt bleiben nur die Politiker. Auch Thomas Manns politische Äußerungen sind natürlich Bekenntnis, aber Bekenntnis, das sich jeweils an der Wirklichkeit konkretisiert. Er erschöpft sich nicht in allgemeinen Wendungen, sondern er spricht von der Weltkriegsblockade, den Fehlern des Versailler Vertrags, dem Finanzreformplan der Luther-Regierung, dem Ausgang der Reichstagswahlen, dem Münchner Abkommen, dem »New Deal« Roosevelts, der Abberufung Litwinows, den Folgen des Hitler-Krieges, der Politik von Mändes-France. Er ist *unterrichtet*. Er ist vorzüglich unterrichtet, er kann mitreden, und er redet mit. Es tut seinem Dichtertum nicht den geringsten Abbruch; Bewußtsein und schöpferische Anschauung fallen in ihm nicht auseinander. Das Phänomen ist in Deutschland neu: ein Nobelpreisträger, Doyen der preußischen Akademie, später Mitglied der »Academy of Science and Letters«, man prägt sogar das Wort vom »dean of world-literature«, ein Dichter also, der souverän das politische Metier betreibt — sogar die Politiker müssen davon Kenntnis nehmen. Sie tun es ungern, manche von ihnen sind geärgert, und es ist ja auch anstößig, deutschem Dichterwesen fremd, man liebt es bei uns zu Lande, die Sphären von Kunst und Politik zu trennen, etwas böseartiges Konkretes kommt so in die Kunst, man kann sich nicht mehr in die Dichtung *flüchten*. Böseartig konkret sind denn auch die Reaktionen; als der im Ausland angesehenste Emigrant zum erstenmal nach dem Kriege wieder nach Deutschland kommt und in der Paulskirche zu Frankfurt am Main spricht, bleiben gewisse hohe Beamte und Würdenträger der westdeutschen Politik ostentativ fern — und bezeugen damit die Wirklichkeit Thomas Manns als Politiker.

Die politische Neigung, — nein, diese pflichthafte Getriebenheit zum Politischen, weiß sich mit dem Realismus des künstlerischen Werks einig. Man kann es nicht als Künstler jahrzehntelang mit der Realität, der geistigen und materiellen deutschen Realität, zu tun haben, ohne sich nicht schließlich politisch zu manifestieren. Die Beschäftigung mit der Wirklichkeit trägt ihre Konsequenzen in sich — wenn die Realität gut ist, muß man versuchen, sie zu erhalten, wenn sie schlecht ist, muß man sie ändern. Politik ist konservierende oder revolutionierende Tätigkeit an der Realität. Manchmal beides, wie übrigens im Falle Thomas Mann. (Doch muß man Distinktionen treffen. Nicht jeder Künstler ist dazu begabt, künstlerischen Realismus auf der politischen Ebene fortzusetzen. Auch Thomas Mann ist die Transposition nicht immer geglückt. Aber was wäre ein Politiker schließlich ohne die Schnitzer, die er macht?) Elan und Bildung — Gegensätze nur in kleinen Geistern — kristallisieren sich in ihm zu jenem intelligenten Mut, der davon weiß, daß man sich als Künstler erhöht, indem man sich politisch profiliert. Und der Realismus seines literarischen Werks wird allmählich so umfassend, daß die Kulturkritik, die es begleitet, sich zur *Gesellschaftskritik* erweitert. Erweitert, nicht etwa umschlägt. Die Kritik der Kultur wird fortgesetzt, denn Thomas Mann sieht das Verhältnis von Geist und Gesellschaft nicht in der mechanistischen Funktion von Wirkung und Ursache, Überbau und Unterbau, sondern als reale Antinomie eines Organismus, als dialektisches »Ding mit zwei Seiten«. Nirgends in seinem Werk wird man die flachen Soziologismen der moskauer Schule finden, überall aber eine geisterfüllte Soziologie. Ihr, als der Krönung des Politischen im Diesseits strebt sein Denken zu. Konservativer, der er ist, besteht er darauf,

daß die Gesellschaft *geordnet* sei, »daß unter den Menschen solche Ordnung sich herstelle« (Doktor Faustus), — und trifft damit den soziologischen Sinn der Politik, die politische Funktion der Soziologie. In einer desintegrierten Gesellschaft muß der Konservative zum revolutionären Kritiker werden, sofern er nicht den romantischen Traum träumt. Man schreibt das Jahr 1930, das zwölfte Jahr der Weimarer Republik. Als Konservativer, Gesellschaftskritiker, Soziologe und Politiker rät Thomas Mann dem deutschen Bürgertum zum Bündnis mit der Sozialdemokratie.

Die ganze Rede »Appell an die Vernunft«, in welche dieser Vorschlag eingeschlossen ist, wird innerhalb einer Gesellschaft gehalten, welcher der Nationalismus bereits zum Schicksal geworden ist. Vom denkbar unangenehmsten Parvenu-Imperialismus durch den verlorenen Krieg in eine gewisse Abhängigkeit von ausländischen Entscheidungen gestürzt, verliert sich die Nation — mit Ausnahme der organisierten Arbeiterschaft und kleiner Teile der Gebildeten — in ein nationalistisches Ressentiment fast ohne Beispiel in der neueren Geschichte. Die Relation zur Wirklichkeit geht immer mehr verloren, und je unwirklicher das nationale Gefühl wird, um so »tiefer« und »metaphysischer« muß es sich zu begründen suchen, bis schließlich die tiefste Tiefe, ein verwirrter Volkstums-Romantizismus, — deformierter Abkömmling aus großen romantischen Entdeckungen —, in die gräßlichste Oberfläche mündet, in den Schauer einer pseudobiologischen Theorie von der Rasse, id est: in die geistige Vorbereitung des *Pogroms*.

Den »Fortschritt« Deutschlands vom dumpfen nationalen Ressentiment zum bewußten Rassenhaß bewirkt zu haben, ist die eigentliche Leistung der nationalsozialistischen Führerschaft, ihre historische Kennzeichnung. Faschismus ist überall möglich, wo eine desintegrierte bürgerliche oder proletarische Gesellschaftsordnung nicht mehr fähig ist, sich aus sich selbst heraus zu reorganisieren, wie die Beispiele Spaniens, Italiens und der Sowjetunion beweisen². Aber sehr im Gegensatz zu Rußland und den südeuropäischen Faschismen wird in Deutschland eine vitalistisch begründete Enthumanisierung zum offiziellen Programm gemacht. Indem man eine geistesgeschichtliche Groteske in den Rang einer Staatstheorie erhebt und sie sich schauerlich realisieren läßt, versteinert Deutschland zum absolutesten Anachronismus der Zeit.

Wenn dies nicht möglich ist ohne das nationale Ressentiment, so ist es freilich auch nicht möglich ohne die Diktatur. Als der schwer lastende, übrigens psychologisch so falsch wie möglich behandelte nationale Groll in die aktive Bewußtheit der Rassenverfolgung geführt werden soll, revoltiert er. Aber es ist schon zu spät, die Vergewaltigung der Mehrheit durch die Minderheit, welche man Diktatur nennt, ist geschehen, und so sieht sich denn die deutschnationale Mauer durch die nationalsozialistische Tünche beschmiert und entstellt.

Die Mauer zu erschüttern, zu bewegen, umzugestalten, sie durchlässig zu machen für die Blicke des hinter ihr eingesperrten Volkes in die Welt, in die Realität, gehörte zu den politischen Absichten Thomas Manns. Nicht einmal die Emigration, zu der ihn der Sieg des Nationalsozialismus zwingt, läßt ihn an dieser Aufgabe verzweifeln. Der Brief an die Universität Bonn, vieles in den Aufsätzen und Reden im Ausland, die 55 Radio-Ansprachen

— was sind sie anderes als eine einzige Aufforderung an das deutsche Volk, zu ändern, was vielleicht zu ändern wäre. Er ist Humanist, was soviel heißt wie: Mann der tätigen Vernunft. Er weigert sich, anzuerkennen, der Nationalismus könne Deutschlands *Schicksal* sein, Moira, Nornengespinnst, und ein Sein zum Tode. Vielleicht ist es Thomas Manns politischer Grundirrtum, nicht zu wissen, daß er, indem er an das deutsche Volk appelliert, in Wahrheit mit den Parzen redet. Die »absolute Glücklosigkeit seines Verhältnisses zu Deutschland«, von der Friedrich Sieburg spricht, beruht auf diesem Irrtum, denn wogegen er humanistisch streitet, ist mehr als irgendein Rausch, eine Intoxikation, es ist die Süchtigkeit nach dem *Tode*. Niemand wird Lachesis daran hindern, Atropos den Lebensfaden zuzureichen, und auf die Rede des Humanisten wird der nicht hören, der schon dem Parzenlied lauscht. Was die »Kluft zwischen der Nation und einem ihrer bedeutendsten Geister« aufreißt, sind nicht verschiedene politische Ansichten, sondern Unterschiede des Lebensgefühls.

Man hat vom Recht auf den politischen Irrtum gesprochen. Es gibt sogar eine Pflicht zu ihm, wenn es ein zum Guten und Richtigen sich wendender Irrtum ist, wenn durch ihn an die Möglichkeit der Freiheit in einer Welt erinnert wird, in der die Notwendigkeit identisch ist mit dem Grauen. Es ist ein bewußter Irrtum, den Thomas Mann begeht — ein Stück Wachheit und Sehen, gegen das übermächtige, blinde Fatum gesetzt, eigensinnig und streitsüchtig hört es sich an, und ist doch huttensch und prometheisch mutig, humaner Mut, Menschenmut, wie er manchmal sogar die Herzen der Götter bewegt. Sollte er nicht gewagt werden in einem Volk, welches bis heute noch nicht realisiert hat, daß es wahrhaftig der Tod war, der es rief, den es rief? Der Nationalsozialismus war es, der die Nation in ihren politischen Tod führte. (Wir Deutsche werden weiterleben. Wir werden weiter Fabriken bauen, politische Theorien aufstellen, Musik machen und manchmal sogar Soldaten spielen. Aber *als Nation* werden wir tot sein — eine jener galvanisierten Leichen, wie sie zu Hunderten in der Geschichte herumliegen. — Es mag uns trösten, zu wissen, daß die Stunde des Endes *aller Nationen* gekommen ist.)

Die Vision dieser Führung in den Tod, des unaufhaltsamen Ganges einer Nation in ihre Sterbestunde — sie steht nicht in Thomas Manns politischen Schriften, sondern in einem Werk des Künstlers. Im »Teufelspakt« des Adrian Leverkühn gerinnt ihm die deutsche Tragödie endlich zur Metapher des unentrinnbaren Untergangs.

Nie noch ist die Faust-Sage als deutsches Leitmotiv so pessimistisch, so tieftraurig, so leidend angeschlagen worden. Man mag immerhin schreiben, Thomas Mann habe mit dem »Doktor Faustus« das Volk, in dessen Sprache er schreibe, aus kalifornischer Ferne verloren gegeben, sein altes Vaterland dem Satan überantwortet — wahr ist, daß er es in der Gnadenlosigkeit seines schöpferischen Einfalls der *Erlösung* anheimgegeben hat. Denn was war das Bild vom Satanspakt anderes als — wieder einmal — die geniale metaphorische Beschwörung der *Realität*? War der Bund mit dem Teufel nicht Wirklichkeit? »Wann wird aus letzter Hoffnungslosigkeit, ein Wunder, das über den Glauben geht, das Licht der Hoffnung tagen?« Ist es ein Zufall, daß in England, in Frankreich, in Deutschland eine jüngere Generation daran geht, eine Theologie der Verdammung zu entwerfen? Die

Hoffnungslosigkeit als Stand der Katharsis — dies ist das politische Testament, das ein großer Realist seinem Volke übergibt. Wird es seine Bedingungen erfüllen? Ach, es pocht schon wieder auf seine »Reserven«, und es redet vom »Weltgeist«!

Der Kampf gegen den nationalsozialistischen Anachronismus verdeckt Jahre hindurch — für die Augen Deutschlands — den anderen großen Gedankenzug des Emigrierten. Längst ist es nicht mehr bei einer Empfehlung der Sozialdemokratie geblieben; welchen Sinn hätte sie in einer Welt, in der es keine deutsche Sozialdemokratie mehr gibt? Mit dem Schritt in die Emigration tritt er endgültig in den unregulierten, nicht eindämmbaren und in seinem Lauf nicht zu bestimmenden Strom der internationalen sozialistischen Bewegung, und die Strömungen der Geschichte, die Wirbel der demokratischen Niederlage in Deutschland und Spanien, der Weltwirtschaftskrise, treiben ihn an die linke Seite des Gewässers. (Der Bolschewismus gehört nicht zu dieser Flut, er ist das »andere Ufer« — um noch einen Augenblick im Bilde zu bleiben.) Was als »sozialer Humanismus« begann und als solcher auch immer noch den Untergrund aller seiner politischen Gedanken abgibt, bildet sich rasch zu einer entschieden sozialistischen Kritik an der kapitalistischen Verfassung des Westens fort. Unermüdlich ist Thomas Mann in seinen Aufforderungen an die liberale Welt, sich sozialistisch zu reformieren, ehe es zu spät ist. Diese Gedanken würden von ihm ausgesprochen werden, auch wenn es die Sowjetunion nicht gäbe.

Aber es gibt sie. Und von der intellektuellen Leidenschaft zur Unterscheidung erfüllt, weigert sich Thomas Mann, eines der Axiome der westlichen Welt anzuerkennen: die Gleichsetzung der Stalinschen Diktatur mit den faschistischen Systemen, insbesondere mit der Hitler-Herrschaft. Persönliche Erfahrungen bestimmen ihn dazu, vor allem das Erlebnis des Zusammenstoßes mit dem Nationalsozialismus, in dem er den Stalinismus — ungeachtet seiner Rolle im Polenkrieg — als Partnerschaft in einem gemeinsamen Haß begrüßt. Aber auch objektive Überlegung führt ihn zu Distinktionen: haben nicht Kommunismus und Demokratie gemeinsame Wurzeln im Glauben an die Menschenwürde, behütet nicht selbst noch der russische Autoritarismus jene Keime der französischen, der bürgerlichen Revolution, die Karl Marx ins Proletarische verwandeln wollte, die Keime der Gleichheit, der Befreiung und der Brüderlichkeit? Unterscheidet er sich in diesen geistigen Grundlagen nicht wenigstens strukturell von jener Theorie der Barbarei, die den Menschen ins Biologisch-Tierhafte, nein: ins Bestialische, verzerrt? Muß man darum nicht die Verständigung mit ihm suchen, den Ausgleich, die Synthese von West und Ost, von bürgerlicher Individualität und sozialer Hingabe, von konservativem Ordnungssinn und revolutionärem Mut zu einer neuen Ordnung? Ist solcher Ausgleich nicht überdies einfach eine Notwendigkeit, die keinerlei Widerspruch erlaubt, wenn als Alternative seines Scheiterns der Krieg gemeint ist, nicht irgendein Krieg, sondern die Selbstvernichtung der Menschheit?

Es sind die Überlegungen einiger der besten Köpfe des Westens, die Thomas Mann hier teilt. Schon Berdjajew hat die These vom Struktur-Unterschied zwischen Stalinismus und Faschismus aufgestellt, und ähnliches wird von Bernhard Shaw, Pablo Picasso, Paul Eluard, Pietro Nenni,

dem Dean von Canterbury, Henry Wallace, gedacht. Die universale Geöffnetheit des westlichen Geistes teilt sich darin mit. Als Thomas Mann in das Amerika Roosevelts eintritt, kann er freudig eine Welt begrüßen, die — in ihrem Denken schon weit über den Krieg mit Hitler hinaus — nichts anderes diskutiert als diese Frage, die Frage der Zukunft. Die Atmosphäre in Washington wird von Wallace, von Archibald Mc Leish, Francis Biddle und anderen beherrscht (die man später als »fellow-travellers« bezeichnen wird). Es ist eine Welt, die sich in jener Pause des Zögerns verständigt, welche der Antwort auf eine Frage vorausgeht.

Das Spiel von Frage und Antwort hat seine Regeln. Und man wird diejenigen, die weder das Spiel noch seine Regeln kennen, nicht davon abhalten können, die Pause für eine Bresche zu halten. So springen sie denn hinein, entfernen die Fragezeichen von den Sätzen, walzen sie zu Antworten aus, — und so machen sie denn aus der Frage Thomas Manns nach dem Sozialismus ein Bekenntnis zu dessen Entartung im Russisch-Autoritären. Da wird der Dichter mit Telegrammen und Kundgebungen in Verlegenheit gesetzt, auf die er nicht anders denn erfreut und höflich danken kann, da bekommt er nicht den Goethepreis einer deutschen Stadt, sondern gleich einen »deutschen Nationalpreis«, und als er zu dessen Entgegennahme reist, um damit dem Frieden der Welt und der Einheit des Volkes seiner Herkunft zu dienen, sieht er sich vor die Kulissen eines totalitären Staatsaktes gestellt und zum geistigen Repräsentanten eines der Vasallenländer Stalins gemacht. Was in der Hinnahme dieser Vorgänge durch Thomas Mann geleistet wird, ist mehr als eine »gute Miene zum bösen Spiel« — es ist die innerlichst geplante Selbstentäußerung um einer Konzeption der Verständigung willen, die er wenigstens in seiner Person verwirklichen kann.

Feinste, und nun wirklich beinahe zerstörende List eines zu allem Unheil auch noch gläubigen Macchiavellismus: um den großen Geist des Westens für sich ausnützen zu können, macht man sein dichterisches Werk sakrosankt. In geist- und liebevoller Analyse bringt Georg Lukacs die Dichtung Thomas Manns in das System ein, das unter dem angemessenen Namen des Realismus eine reine Tendenzkunst konstituiert; so wäre denn Kritik daran Verstoß gegen die Generallinie — und man weiß, was das bedeutet. Das alles geschieht, während im Westen sich die bourgeoise Restauration im Bündnis mit dem nationalistischen Ressentiment gegen Thomas Mann wendet. Im Strudel der von den Siegern als Almosen hingeworfenen »Freiheit« hat sie genau begriffen, welche Gefahr ihr drohen würde, wenn das Denken des großen Sozialisten und so merkwürdig liberal-konservativen Humanisten auf die Politik der schmalen Eliten Einfluß gewinnen würde. So reißt denn die Kette der so töricht wie un-offenen Briefe nicht ab, so überläßt man Besuchseinladungen privaten Personen und Institutionen, läßt man Beleidigungen Thomas Manns wie der ganzen Emigration ruhig geschehen, rafft sich kein einziges Mal zu einer großzügigen Ehrung des »anderen Deutschland« auf. In seltener Instinklosigkeit wenden führende Zeitschriften ihre kritische Kraft daran, das künstlerische Werk Thomas Manns in seinen geistigen Gehalten abzuwerten. Dem wahrhaft staunenden Auge bietet sich das absonderliche Schauspiel, daß der deutsche Westen seinen bedeutendsten Künstler völlig kampfflos der um ihn werbenden Elite des Stalinismus überläßt.

Zum Glück hat er selbst sich ihm nicht überlassen. Sicherlich wird er es gerne lesen, daß Georg Lukacs schreibt, die Musiktheorie des »Doktor Faustus« entspreche den Beschlüssen des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion über die moderne Musik, wird es doch seinen Sinn für Ironie befriedigen, für die Ironie, die in jedem großen Mißverständnis zutage tritt. (Denn es besteht wohl kein Zweifel darüber, auf welcher Seite er stehen würde, falls ein totaler Staat Aufführungen der »Apocalipsis cum figuris« des Adrian Leverkühn — gesetzt, diese sei real, was sie ja durchaus sein könnte — verbieten wollte.) Sicherlich wird er auch für jede Begrüßungsadresse des auf Befehl geeinigten Volkes der Ostzone dankbar sein, denn in ihr vollzieht sich wider Willen eine Verbeugung der Macht-haber vor einem Geist, der mit allen Fasern in der Freiheit wurzelt. Der propagandistische Gewinn solcher Gesten hat etwas Kurzatmiges an sich, man möchte fast sagen: etwas Unkluges. Es ist ein Gewinn im taktischen Feld, der im strategischen Raum verlorenggeht. Alles Flattieren und eiliges-geschäftige Bemühen kann ja nicht verhüllen, daß der Flüchtende sein Heim eben doch zuerst in Los Angeles, später in Zürich aufgeschlagen hat, und nicht in Moskau. Und alle aufgewandte Sympathie und echte Trauer anlässlich des Todes von Heinrich Mann verkleidet nur schlecht die fundamentale Tatsache, daß man den Bruder des bedeutenden Toten nicht aufordern kann, an die Spitze einer deutschen Akademie zu treten, die von den Herren Ulbricht und Eisler berufen wird. Was täte er auch dort, in einer Welt ohne Ironie, ohne Psychologie, ohne unerbittlichen Realismus, ohne Aufgeschlossenheit? Er wäre der letzte, der, von einer repräsentativen Rolle cachiert, eine Katakomben-Existenz führen könnte, ein Leben der »inneren Emigration«.

In der diplomatisch gewagten Bewegung mit dem Finster-Mächtigen, das er verwandeln möchte, weil Mächte der Zukunft sich in ihm verbergen, erwägt er sorgsam — denn auch dies gehört zum Wagnis — die feine Grenzlinie, die das *Gewissen* nicht überschreiten darf. Aus dem Gewissen aber kommt auch der ganz undiplomatische, wild-polemische Ausfall gegen den Ur- und Erzfeind, den steinern-bösen Bourgeois als barbarischen Anachronismus »im unaufhaltsamen Prozeß gesellschaftlich-ökonomisch-kultureller Weltveränderung«, den Bedroher der Freiheit von innen heraus, ihren Vernichter in Deutschland. Voll nervöser Gereiztheit und empfindlichem Widerwillen spürt er in der sturen Provinzialität des notdürftig »westlich« übertünchten Bourgeois-Deutschen schon die Vorform des Faschismus. Vom Anblick des schlechthin Bösen aufgestachelt, wird Böses gesagt, und wie ein Magnet zieht er das Ressentiment eines weltlosen Spießbürtums auf sich. Ihm ist es das Übel *kat exochen*, die »schreckliche Vereinfachung« einer hochdifferenzierten Weltlage, die ausweglose Verhärtung der Fronten, — ihrer kaltblütigen Restauration in einem Deutschland, das er noch immer von den alten Führungsschichten beherrscht sieht, gilt seine abgründigste Verachtung. Selbst in ihrer umstrittensten Form aber ist solche Verachtung immer noch Wille, die Integrität der Demokratie zu verteidigen. Nur eine Demokratie der reinen Hände wird, — so meint er, — die Fronten auflösen, den Vergleich herbeizwingen, die Substanz des Friedens aus der Lösung der Gegensätze fallen. Um der reinen Demokratie willen bezieht er den Stand zwischen den Linien, den Posten im Niemandsland.

Die Position zwischen den beiden großen Lagern ist so prekär, weil sie zwar von einigen wenigen aus Mut aufgesucht wird, von vielen, allzuvielen aber aus Opportunismus. Dem Zwang zur Flucht in das Günstige ist Thomas Mann überhoben. Das Günstige wäre das Behagen im Repräsentationsstil einer westlichen Koryphäe, in den Ehrungen, die einem weisen und unverbindlichen Mentor der Humanität zufließen, im Frieden Kaliforniens. Aber ihm behagt das Günstige nicht. Was er in seinem hohen Alter unternimmt, ist: würdigste Anerkennung, universale Zustimmung, die ganze kopfnickende Atmosphäre eines allgemeinen »Er hat's erreicht!«, und darüber hinaus echte Sympathie, geistigste Verbundenheit, ja Liebe, aufs Spiel zu setzen. Auf ein Spiel freilich, das solchen Einsatzes wert ist. Es ist das Spiel um den Frieden der Welt.

Stetig und unaufhaltsam ist das politische Denken Thomas Manns in dieses Spiel hineingewachsen, in dem Konzeption und konstruktive Kraft entscheiden, auch wenn immer wieder gezinkte Karten auftauchen. Für immer wird der gewagteste und intelligenteste Plan solcher Aufgabe den Namen Franklin Delano Roosevelts tragen. Der Dynamik des Gelähmten gelang nicht nur der Sieg über die Barbarei, sondern auch die Überwältigung des Mißtrauens durch die weltumspannende Größe seiner politischen Perspektiven. Mag sein, daß sie zu groß waren für diese kleine Welt, mag es immerhin möglich sein, daß auch er in den Brandungswellen des Nachkrieges gescheitert wäre — größer als das Scheitern wäre doch noch der Geist geblieben, den er hinterlassen hat. Aus den Dimensionen dieses Erbes hat sich ein deutscher Schriftsteller die Bestätigung seiner politisch-humanen Vision geholt. Ein die Welt erfüllender »New Deal« — die Synthese von Freiheit und Sozialismus in menschlicher Relation ist seine Hoffnung. Mit kritisch-nüchternen, mit unruhevoll-besorgten, mit streitbar-begeisterten Augen, mit den Augen des Westens, verfolgt er den Pendelschlag der Weltenuhr.

¹ Auf den »magischen Rationalismus« der Kulturkritik Thomas Manns hat Friedrich Sieburg hingewiesen. (»Gegenwart«, No. 87.)

² Unter Desintegration wird hier, wie schon weiter oben, jener Vorgang des Auseinanderfalls einer Gesellschaft verstanden, indem sich die Klassen dieser Gesellschaft, — seien es Bürgertum, Mittelschichten und Proletariat im Kapitalismus oder Partei- und Staatshierarchie und Massen im Sozialismus —, nicht mehr auf gemeinsame Tabus (im Sinne Schumpeters u.a.) einigen können. An die Stelle der human gegründeten und mythisch anschaulichen Tabus tritt dann ein Ersatztabu in Gestalt eines »Führers«, auf welches die Gesellschaft durch Gewaltakt vereinigt wird. Die hier vorliegende Untersuchung klammert die Beziehung dieses Vorgangs zu dem gleichzeitig damit einhergehenden oder ihn vielleicht sogar verursachenden Transzendenz-Verlust bewußt aus.

Hinter dem Rücken der Avantgarde

»Wenn in den Jahren von 1951 an die politische Klasse in unserem Land, aber auch in Europa, im ganzen gesehen, nicht genügend vorbereitet für die großen neuen Aufgaben war, so wird man heute feststellen, daß zwar an der Basis viele Menschen wittern oder wissen, was auf dem Spiele steht, sogar auch, was man zu tun habe, um die Menschheit vor der Katastrophe zu retten, aber die Mehrheit der Classe politique scheint uns, von spärlichen Ausnahmen abgesehen, noch weniger vorbereitet zu sein als damals.« Und für die Bundesrepublik gesagt: »Die Leute, auf die man setzen kann, sind in den oberen Etagen insbesondere der Politik weniger geworden«.

Der betrübliche Anlaß für die Bemerkung von Walter Dirks und Eugen Kogon ist die Aufkündigung ihrer Zeitschrift, der *Frankfurter Hefte* (Oktober 84). Die Zeit ist vorbei, in der sie mit den FH auf die politische Praxis Einfluß nehmen konnten.

Die erste Ausgabe erschien im April 1946 »mit Genehmigung der Nachrichten-Kontrolle der amerikanischen Militär-Regierung«. Neununddreißig Jahre haben Dirks/Kogon die Zeitschrift herausgegeben, durch ihre Artikel bestimmt. Heute mag ihr Alter, »über achtzigjährige Zeitgenossen« nennen sie sich, eine Erklärung für das Ende sein; aber es ist keine. »Hätten wir, wir stellen die Frage noch einmal, die Zeitschrift in junge Hände geben sollen? Wir haben Überlegungen dieser Art oft angestellt, aber es hat sich bis jetzt keine realistisch erscheinende Lösung gefunden«, Niemand also, der die FH weiterführen konnte oder wollte?

Ihre politisch-humanistische Praxis nannten Dirks und Kogon den 'Dritten Weg', in dessen Strukturen »auch die Zukunft der Deutschen aufgehoben« sei. Sie wollten zwischen Kapitalismus und Sozialismus, ausgestattet mit Erfahrungen des Christentums, in Nähe

zu den Gewerkschaften und zur Friedensbewegung, die ihren Minimalkonsens auf diesem Weg sucht, Politik anregen. Warum dennoch das schwindende Interesse in jüngster Zeit.

Eine mögliche Antwort findet sich in den konkurrierenden Zeitschriften *Freibeuter* und *Kursbuch*. Im *Freibeuter* 21 greift Lothar Baier Karl Heinz Bohrer's Bemerkung aus dem *Merkur* auf (vgl. a. Düsseldorf's Debatte 1), daß Kohl und Konsorten, die Unschuld an der Macht, eine Generation, »die unabhängig von ihrer notorischen Unbeflecktheit an keinen öffentlichen Stilbegriff mehr gebunden«, Geschichte als Posthistoire umflügend, sich von Erinnerungen nicht mehr leiten lassen mögen. Eine vergleichbare Unschuld, wenn auch nicht an der Macht, sie nicht einmal erstrebend, beobachtet Baier bei den »jüngeren Geschwistern« der 68er, die deren Täuschungen und Phantasien über einen schnelleren und anderen Gang der Geschichte sich entziehen, eine vorwegnehmende Unschuld der »Teilnahmslosigkeit«. »Das 'politische Denken' der 68er ist den jungen Unschuldigen nicht, wie ihren von Bohrer verspotteten älteren Kollegen, ganz einfach hekuba, es präsentiert sich ihnen von seiner Rückseite, seinen Irrtümern her... die neue Unschuld verfügt über ein Frühwarnsystem, das nicht nur eigene Täuschungen im Ansatz erkennt, sondern auch die Irrtümer der anderen unbestechlich aufspürt und identifiziert.« Um jeder Gefahr der Entscheidung zu entgehen, rufen sie bei der geringsten Erschütterung »prophylaktisch den Notstand aus«. Unter Holocaust und Hiroshima tun sie es nicht. Ihr Entsetzen ist absolut oder gar nicht, bewegt sich von Höhepunkt zu Höhepunkt, Zwischenräume werden ausgespart. Ihr Wunsch, nie den Kopf zu verlieren, verbirgt die »Sehnsucht nach der Befreiung vom Kopf überhaupt«.

Sie geben, um auf die FH zurückzu-

kommen, keine Leserschaft her, Dirks und Kogon haben es auf ihre Weise mit der Freundlichkeit und auch Hoffnung des Alters ausgesprochen: »Vor allem denjenigen aus dieser Schicht könnten wir nützlich sein, die zu verstehen beginnen, daß sie nicht Narren auf eigene Faust sein dürfen, daß sie vielmehr ihre Aufgaben in Verbindung mit der Geschichte sehen müssen... Sie müssen nicht alle einschlägigen Zitate kennen (bis zur Antike zurück), die früher die Gebildeten wissen mußten, aber sie müssen die Schlüsselworte kennen, die für ihre, für unsere Aufgabe von Bedeutung sind«.

Sie müssen die Schlüsselworte kennen, andere müßten es, haben sie aber vergessen. Voyeure der Unschuld, die sich von ihrem meist recht scharfsinnigen Kopf keineswegs befreien möchten, ihn aber vorzüglich dazu benutzen, sich gelangweilt gegenseitig über die Verkommenheit des Politischen zu verständigen. Auch sie sind abhanden gekommen. Karl Markus Michel etwa, der im *Kursbuch* 77 in einem Briefwechsel mit sich selbst Bonner Geschichten reflektiert und die Einsicht hat: »Jede Parteinahme verschärft heute die Spannung, stärkt also auch die Gegenseite.« Hans Magnus Enzensberger etwa, der die 'Vorzüge der Peinlichkeit' im Politischen lobt: »Drücken wir die Peinlichkeit ans Herz, statt gegen sie anzukämpfen. Sie ist der hilflose Bürge aller historischen Wahrheiten, die unser Land im Schweiß seines Angesichts verdrängt hat, der exakte, wenn auch minimale Ausdruck seiner moralischen und ästhetischen Verfassung.«

»Peinlich« findet Michel, was sich in Bonn an Skandalen tut. »Eine einzige Peinlichkeit« sind Marie Luise Kaltenegger die Verwirrungen in den internationalen Beziehungen. Peinlich ist dem Unschuldigen die Schuld. War das in anderen Zeiten ein fürs Persönliche vorbehaltenes schützendes Wort, hält es jetzt dazu her, das Politische auf banale Weise zu personifizieren. Es ist da-

rum ohne Überraschungswert, wenn sich zugleich das Gegenteil ereignet. Wo das Öffentlich-Politische persönlich und gegebenenfalls peinlich wird, kann das Persönliche öffentlich und unpeinlich werden. Friedrich Ebert, der vor Helmut Schmidt Reichspräsident war, mit Badehose bekleidet auf der Frontseite der Berliner Illustrierten, das war peinlich, inzwischen ist es menschlich. Dagegen muß einer, der Privates privat sein läßt, etwas zu verbergen haben.

Der *Freibeuter* 21 ist dem Schwerpunkt 'Geilheit' gewidmet, nicht von Gargantua oder den Priapien ist die Rede, sondern gegen den »Etepetismus«, um es gleich wieder im Begriff zu haben. Der Wagenbach Verlag erklärt diese Ausgabe seiner Zeitschrift zur Jubiläumsnummer. Gratulation zur Beschreibung der Funktionstüchtigkeit der 42 cm langen »Rute von Archidona« und ihrer »ungewöhnlichen und ruhmreichen Heldentaten«. Wenn der politischen Phantasie dergleichen nicht mehr zugänglich ist, so gilt nun hier der Spruch: hic Rhodos, hic salta.

Also noch einmal zum Beschluß der 'über achtzigjährigen Zeitgenossen', die stets dagegenhielten, immerhin 39 Jahre lang. Sie mochten nicht Narren auf eigene Faust sein, nicht Unschuldige und auch nicht Voyeure. Nun aber sehen sie deren Prinzipien selbst da wirken, wo sie es bis zum Schluß, vergeblich, nicht vermuteten, in den Gewerkschaften: »Wir dachten nicht zuletzt an die besondere Aufgabe, die die Intellektuellen mit ihnen und in ihnen erfüllen sollten. In den ersten Jahren der 'Ruhrfestspiele' und des 'Europäischen Gesprächs der Gewerkschaften' war diese Verbindung und, wenn man so will, Verbrüderung in Gang gekommen. Heute meint der ein oder andere Gewerkschaftsführer, die Frage sei doch durch die Tatsache positiv beantwortet, daß ja zahlreiche Akademiker zum Stab der Vorstände gehörten. So hatten wir uns das nicht vorgestellt. Die Intellek-

tuellen außerhalb der Organisation, zu denen keineswegs alle Akademiker gehören, dafür aber durchaus auch Nichtakademiker, manche Schriftsteller ohne Titel, sollten mithelfen, die größeren, die geschichtlichen Perspektiven, welche die Gewerkschaft jenseits der Tarifpolitik haben sollte, den Mitgliedern und den Funktionären bewußt zu machen, den allgemein politischen und den geistigen Rahmen, nicht zuletzt die totale Solidarität, die über die der Mitglieder einer bestimmten Industriegewerkschaft weit hinausgeht. Wäre diese Erkenntnis im DGB verbreitet, so wären auch in seinen Reihen viele potentielle Abonnenten zu finden gewesen.

Wir halten nach wie vor viel sowohl von der speziellen als auch von der allgemeinen, Kultur und Politik umgreifenden Aufgabe der Gewerkschaften. Daß wir für die Existenz der FH nicht mehr davon profitieren konnten, haben wir hinzunehmen, - nicht ohne denen dankbar zu sein, Einzelnen und Gewerkschaftsvorständen, die uns, ohne uns vereinnahmen zu wollen, so oder so geholfen haben. Abhängig sind wir nie gewesen.

Im November erscheint als Doppelheft die vorläufig letzte Ausgabe der FH mit einer »umfassenden Analyse der Verhältnisse, der Erfordernisse und der Aussichten«.

T.N.

Roman Ritter

Taubenmist

Freundlich weise ich darauf hin

Daß wir deutsch sprechen
Daß wir auf beiden Augen sehen
Daß nicht wir die Sprengköpfe sind

Erkläre höflich

Daß wir Gewalt verabscheuen aber
Daß es nach dem ersten und allen folgenden Schlägen
Keine Haut mehr gibt
Die einem die nächste ist

Sage ich friedlich

Die Hand in der Tasche geballt
Den Daumen blutig gekratzt

Zum aberhundertsten Mal

EINE WENDE BLEIBT NICHT OHNE WIRKUNG.

Die konservativen Seelenverkäufer sind wieder salonfähig geworden. Elite ist wieder gefragt. Der technologiebegabte Jungunternehmer löst den Bücherwurm ab. Der Stifter den Denker. Zuviel „Reflexionselite“ verdirbt den Technologietransfer.

Aber: Wer RECHTE hat, der hat auch LINKE. Hier wendet sich das Blatt. Die Intelligenz soll für die bürgerliche Gesellschaft zurückgewonnen werden, und sei es durch den stummen Zwang der Verhältnisse. Geistige Verunsicherung und materielle Verelendung sollen zum Lps der Kopfarbeiter werden. Der Brotkorb ist hoch gehängt. Und das auf lange Sicht.
Diese Zeitschrift hält dagegen.



werden zum Preis von 20,- DM, für **Studenten und Arbeitslose 10,- DM** (jährlich) bei: Bund demokratischer Wissenschaftler e. V., (BdWi), Postf. 543, 3550 Marburg. Konto „Forum“, Volksbank Marburg, BLZ 533 900, Kto.-Nr. 356 61. **Kostenloses Probeexemplar anfordern!**

Inhalt 1/84: Elitetheorie ♦ Capra ♦ US-Hochschulen ♦ Technikbeherrschung ♦ Mittelbau Frauenforschung. **Inhalt 2/84:** Zukunftsdiskurse ♦ Konservatismus ♦ Forschungspolitik ♦ Technology Assessment ♦ Zukunft der Informationstechnologie ♦ Produktivkraftentwicklung Mit Beiträgen von Wilhelm Steinmüller, Arnim Bechmann, Igor Bestushew-Lada, Georg Auernheimer u. a.

Johannes M. **Becker**, geb. 1952; Politikwissenschaftler; Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen. Georg **Fülberth**, Dr., geb. 1939; Prof. für Politikwissenschaft; letzte Veröffentlichungen: Leitfaden durch die Geschichte der Bundesrepublik, 1983; Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Gemeindepolitik 1918-1933, 1984. Uwe **Koch**, geb. 1954; Korrektor; Veröffentlichungen mit Georg Heinzen: Heimat-Stadt, 1982; demnächst: Von der Nutzlosigkeit erwachsen zu werden, Rowohlt, August 1985. Hans-Jürgen **Krysmanski**, Dr., geb. 1935; Prof. für Soziologie; Veröffentlichungen u. a.: Soziologie des Konflikts, 1971; mit P. Marwedel (Hrsg.) Die Krise in der Soziologie, 1975; Gesellschaftsstruktur der Bundesrepublik, 1982; Vom Politischwerden der herrschenden Soziologie in der Bundesrepublik, in Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF 6, 1983. Arnhelm **Neu-süss**, Dr., geb. 1937; Prof. für Politikwissenschaft; Veröffentlichungen u. a.: Utopie — Begriff und Phänomen des Utopischen (Hrsg. u. Einleitung) 1968; Marxismus — Ein Grundriß der großen Methode, 1981; Aufsätze und Beiträge, zuletzt: Politik und Gewalt — Skizze zum Begriff des Politischen mit besonderer Berücksichtigung Carl Schmitts, in Konsequent, Sonderband 6, Berlin(West) 1984. Karl **Pawek**, Dr., geb. 1945; Publizist; war an der Herausgabe verschiedener Zeitungen beteiligt. Roman **Ritter**, geb. 1943; Verlagslektor. Ronald M. **Schernikau**, geb. 1960; Kleinstadtnovelle, Rotbuch-Verlag 1980; Petra — Ein Märchen, Marianen-Presse 1984. Robert Wolfgang **Schnell**, geb. 1916; Schriftsteller, Maler, Schauspieler; letzte Veröffentlichungen: Eine Tüte Himbeerbonbons, Erzählungen 1976; Triangel des Fleischers, Gedichte 1981; Der Weg einer Pastorin ins Bordell, Erzählungen 1984. Peter **Schütze**, Dr. phil., geb. 1948; Dramaturg und Schriftsteller; Zur Kritik des literarischen Gebrauchswerts, 1975; Peter Hacks, 1976; Aufsätze und Libretti.

Sozialismus

»Mein Vater war Holzhändler



Ich brauche keine Belehrungen über den deutschen Wald.« (Zimmermann)
 »Neue Armut? Zukunftsaufgabe der Familie!« (Geissler)
 »Arbeitslosigkeit? Ein Bildungsproblem!« (Bangemann)

Die Linke ...

hat der konservativen Systemreform bislang wenig entgegenzusetzen. Informationen, Analysen und Kommentare sind Voraussetzungen für die Diskussion einer gesellschaftspolitischen Alternative.

Sozialismus ...

ist ein Diskussionsforum von Gewerkschaftern, Sozialisten, Sozialdemokraten und anderen Kräften der Linken: z.B. U. Klose, L. Mahlein, O. Schily, R. Hickel, E. Berlinguer, N. Kinnock

Monatlich 60 Seiten

DM 5,-

Probeheft anfordern oder besser gleich

Abonnieren!

Jahresabo frei Haus: DM 50,- (+ Porto)
 VSA, Postfach 501571, 2000 Hamburg

edition text + kritik

Verlag edition text + kritik GmbH
 Levelingstr. 6a, 8000 München 80



Exilforschung Ein internationales Jahrbuch

Herausgegeben von
 Thomas Koebner, Wulf Köpke
 und Joachim Radkau

Die Beschäftigung der historischen und kulturwissenschaftlichen Disziplinen mit den Verhältnissen des Exils, des Widerstands gegen Hitler-Deutschland, der inneren Emigration hat sich im vergangenen Jahrzehnt wesentlich verstärkt und vertieft. Das Jahrbuch Exilforschung stellt in Abhandlungen und Studien, Dokumentationen und Rezensionen einen Spiegel der aktuellen Forschungen, Funde und Kontroversen dar. Das Jahrbuch schlägt zudem eine Brücke zwischen akademischer Diskussion und den Fragen eines politisch-historisch interessierten, breiteren Publikums. Dieser Vermittlungsaufgabe trägt das Jahrbuch Exilforschung durch die Wahl von Hauptthemen Rechnung, die die Gegenwartsnähe etlicher Konflikte aus den dreißiger und vierziger Jahren bezeugen.

Band 2 / 1984 Erinnerungen ans Exil – kritische Lektüre der Autobiographien nach 1933 und andere Themen

etwa 400 Seiten, ca. DM 35,—
 ISBN 3-88377-178-3

Aus dem Inhalt:

Helmut Koopmann
 Die Wiederentdeckung des Ich in der Literatur der dreißiger Jahre
Erich Kleinschmidt
 Zur Ästhetik des Autobiographischen in der deutschen Exilliteratur
Richard Critchfield
 Einige Überlegungen zur Problematik der Exilautobiographie
Joachim Radkau
 Hallgartens Odyssee und Kuczynskis Prädestination
Thomas Lange
 Der Emigrant Ernst Erich Noth
Eberhard Lämmert
 Lion Feuchtwanger und das kalifornische Exil
Reinhard M.G. Nickisch
 Kreativitätsschwund als Folge der Exilierung
Hélène Roussel
 Die emigrierten deutschen Künstler in Frankreich und der Freie Künstlerbund
Ernst Loewy
 Die Rundfunkarbeit deutscher Autoren im Exil 1933-1945
Willi Jasper
 Ideenpolitische Aspekte der Exildiskussion 1933-1945
Paul Michael Lützeler
 The City of Man (1940)
Guntram Vogt
 Robert Musils ambivalentes Verhältnis zur Demokratie
Michael Neumann
 Bemerkungen zum Einfluß von Remigranten auf die Entwicklung der westdeutschen Nachkriegssoziologie
René Geoffroy
 Ernst Glaeser und der „Schweizer Schutzengel“
Albrecht Betz
 Zu einigen unveröffentlichten Briefen von Heinrich Mann und Franz Werfel an Louis Gillet
Marc A. Weiner
 Der Briefwechsel zwischen Hans Pfitzner und Felix Wolfes

4/84

Dezember

Thomas Neumann

Grüne Hegemonie

Uwe Timm

Viele Wege führen nach Rom

Klaus Eder

Gespräch mit Peter Lilienthal

Michael Ben

Lob der Bestechlichkeit

Franz Xaver Kroetz

Der Überläufer

außerdem Beiträge von Georg Fülberth, Peter Maiwald,
Heinar Kipphardt, Karl-Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau
Peter Schütze

D E S S E L D O R F E R
DEBATE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft